Drei Abhandlungen

philosophischen Inhalts

von

Christian Wilhelm Snell,
Prorektor des Gymnasii zu Idstein.

Leipzig,
in der Müllerschen Buchhandlung
1796.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK AUGSBURG
Ausgeschieden aus den Beständen
Bayerische Staatsbibliothek München
G09

Vorrede.

Diese vorher noch nie gedruckten drei Abhandlungen, welche ich hiermit dem Publikum vorlege, können gewissermaßen als ein Ganzes angesehen werden; weil die in ihnen bearbeiteten Gegenstände genau mit einander verwandt sind. Mir schienen die hier abgehandelten Materien, wegen ihrer Wichtigkeit, vor vielen andern eine ausführliche Erörterung zu verdie-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

dienen. Denn wenn es — wie ich in dem ersten Aufsatze darzuthun gesucht habe — die Idee der Glückseligkeitswürdigkeit ist, vermittelst welcher der moralische Religionsglaube mit dem Gesetze der Sittlichkeit unzertrennlich zusammenhängt; so kann wohl niemand daran zweifeln, daß diese Idee und die zunächst mit ihr verbundenen Begriffe einer genauen Prüfung und einer sorgfältigen Entwicklung und Aufklärung, begleitet mit einer deutlichen Auseinandersetzung und Darlegung ihrer Folgen, in hohem Grade würdig seyen. — Auch der Satz des Optimismus, mit dem sich die zweite Abhandlung beschäftigt, schien mir nicht nur wegen seiner Celebrität, sondern auch wegen seines mannigfaltigen und gar nicht unbedeu-

Bayerische Staatsbibliothek München

deutenden Einflusses auf manche andere Materien, der Mühe, die ich mir gegeben habe, ihn einer nach den Grundsätzen der rein-praktischen Vernunft angestellten ausführlichen Prüfung zu unterwerfen und seine Folgen bemerkbar zu machen, sehr wohl werth zu seyn. — Was endlich den letzten Aufsatz betrifft; so fand ich von jeher die Meinungen über den Werth des Lebens so auffallend verschieden, daß ich es für keine überflüßige Arbeit hielt, auch diesen Gegenstand nach rein-praktischen Vernunftprincipien zu erörtern. — Vielleicht entsagt mancher nicht hinlänglich Unterrichtete dem Vorurtheile, als enthalte die kritische Philosophie, und insbesondere der praktische Theil derselben, nur unnütze Spitzfindig-

keiten und leere Spekulationen, wenn er siehet, daß manche interessante Frage, über die lange genug nach bloß theoretischen Gründen vergeblich ist gestritten worden, nur aus rein-praktischen Principien auf eine wenigstens für einen großen Theil des denkenden Publikums befriedigende Art beantwortet werden kann. Möchte es mir nur geglückt seyn, diese Materien so behandelt zu haben, daß meine auf Gemeinnützigkeit gerichtete Absicht nicht ganz unerreicht bliebe!

Leser, die über die ersten Grundsätze, auf welche ich meine Räsonnemens gebauet habe, nicht mit mir einig sind, — eine Sache, die ich ihnen eben so wenig zum Vorwurfe mache, als sie mich darüber, daß ich meiner Ueberzeugung folge, in Anspruch nehmen werden, — kön-

— können natürlicher Weise auch nicht in den Resultaten mit mir übereinstimmen. Aber sie können doch beurtheilen, ob die von mir angenommenen und meinen Ausführungen und Erörterungen untergelegten Grundideen mit der gehörigen Deutlichkeit bestimmt und erklärt, und die aus ihnen gefolgerten Sätze auf eine konsequente Weise abgeleitet, allgemeinverständlich dargelegt, und angewendet seyen. Und wenn sie mir nur zugestehen, daß ich ihnen in Ansehung dieser Erfordernisse Genüge gethan habe; so wird mir ihr Beifall, sollten ihre Meinungen, was die Hauptsache betrifft, auch noch so weit von der meinigen abweichen, immer sehr schätzbar seyn.

In der Schreibart und in der ganzen Gedankeneinkleidung habe ich mich vorzüglich der

Deutlichkeit befleißigt. — Ich ehre das Talent, philosophische Gegenstände mit einer Art von Kunstgenie zu bearbeiten, und mit Hülfe einer blühenden Einbildungskraft, deren Reichthum an ästhetischen Ideen unerschöpflich ist, und eines Witzes, der auch die feinsten Verhältnisse und Beziehungen der Dinge zu entdecken und vermittelst der überraschendsten Wendungen vor Augen zu stellen weiß, — Produkte zu schaffen, die, anstatt bloß den nachdenkenden Verstand zu beschäftigen, zugleich die untern Gemüthskräfte in ein sehr anziehendes Spiel versetzen, und so die ganze Seele bezaubern. Dieses seltene Talent ehre ich: und wer kennt nicht die wenigen Schriftsteller, die durch einen bewunderns-

würdigen Grad desselben unter ihren Zeitgenossen glänzen? Ob aber durch einen zu häufigen Gebrauch dieser Naturgabe die Wahrheit und deren deutliche Erkenntnis gewinne, hieran zweifle ich sehr. — Am allerwenigsten aber ist es wohl zu billigen, daß viele Schriftsteller, denen das gedachte Talent nicht in dem erforderlichen Maaße zu Theil geworden ist, diesen Mangel durch gezwungenes Nachahmen zu ersetzen vermeinen. Daher in manchen didaktischen, und selbst in historischen Werken, jener gesuchte oder überladene Schmuck, und jenes pretiöse und gezierte Wesen, wodurch man sich bei dem Vortrage ganz gemeiner Sachen das Ansehen zu geben sucht, als sage man lauter neue und äußerst wichtige Wahrheiten; da-

her jener Schwall von Worten, und ein Haschen nach Bildern, woraus öfters die größte Verworrenheit der Gedanken und nicht selten sogar baarer Nonsens entstehet; daher jene Schwulst der Schreibart, und jener gezwungene Witz, der sich bis zu sophistischen Spitzfindigkeiten erniedrigt, und bei allen gebildeten Lesern, die sich nicht durch falschen Glanz blenden lassen, anstatt ihnen Beifall und Bewundrung abzunöthigen, nur Ekel erweckt: — lauter Erscheinungen, die den aufmerksamen Beobachter der Zeiten an jene Perioden des sinkenden Griechischen und Römischen Geschmacks erinnern, wo an die Stelle der Bestimmtheit, der Deutlichkeit, der Würde und edlen Einfalt des didaktischen und historischen Styls, eine

bald hochtrabende, bald sich zu kleinlichen Spielereien des Witzes erniedrigende Art des Ausdrucks, leere Deklamationen, erbärmliche Sophistereien und andere ähnliche Fehler eines von dem Wege der Wahrheit und Natur abweichenden Zeitalters traten. — Allgemeinverständlichkeit, die nur durch zwanglosen Zusammenhang der Gedanken und durch unverkünstelte Einfalt in der Darstellung erreicht wird, ist und bleibt das erste Erfordernis für alle Schriftwerke, welche Unterricht und Beschäftigung des Nachdenkens als Hauptabsicht bezwecken: jeder Schmuck, der sich mit dieser nicht verträgt, dient mehr zur Verunstaltung, als zur Verschönerung.

Viel-

Vielleicht glaubt mancher Leser, daß ich in einigen Stellen, wo von den physischen und moralischen Weltübeln gehandelt wird, die Farben etwas zu dunkel gewählt habe. Fern sey es von mir, die, welche so denken, widerlegen, oder ihnen die bessere Meinung, die sie von der Moralität und Glückseligkeit des Menschengeschlechts hegen, benehmen zu wollen! Ich möchte sie wohl eher darum beneiden, und mir selbst das Glück wünschen, mich über den wahren Zustand unsrer Gattung eben so angenehm täuschen zu können. — Uebrigens wird es um so begreiflicher werden, daß ich, wo von diesem Gegenstande die Rede war, mich nicht immer in dem ganz kaltblütigen Tone, der sonst der philosophischen Abhandlung eigen ist, er-

halten habe; wenn ich sage, daß ich gegenwärtige Aufsätze zu einer Zeit ins Reine arbeitete, als der schrecklichste Krieg, der die neuere Geschichte brandmarkt, unsre Rheingegenden erst vor kurzem mit allen seinen Greueln heimgesucht hatte. — Deutsche Mitbürger! die ihr so glücklich seyd, von dem Schauplatze dieses unaussprechlichen Kriegsjammers entfernt zu leben, schwerlich werdet ihr es glauben, daß ein civilisirtes Volk in ruchloser Barbarei und in irreligiöser Unsittlichkeit so tief habe versinken können! Kaum werdet ihr es für möglich halten, daß man die heiligen Namen Vernunft und Menschenrechte im Munde führen, und sich zu gleicher Zeit frech und ungescheut bis zu Schandthaten erniedrigen könne, durch die alle

Vernunftwürde auf das abscheulichste verhöhnet und alle Rechte der Menschheit öffentlich unter die Füße getreten werden! — Und wer nun, in einem solchen Zeitalter und mitten unter solchen Greuelscenen, seinen Unwillen über die schreckliche Ausartung, deren die Menschennatur fähig ist, nicht verbergen kann, — sollte der im Ernste einer Entschuldigung bedürfen? — Geschrieben den 20sten Jan. 1796.

Inhalt.

Inhalt.

I. Von der moralischen Glückseligkeitswürdigkeit. S. 1

II. Ueber den Satz des Optimismus: daß diese Welt die beste sey. 83

III. Ueber den Werth des Lebens. 187

I.

Von der moralischen Glückseligkeitswürdigkeit.

Einst wägt, die Wagschal' in der erhabenen Hand,
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich;
Was in der Dinge Lauf jezt misklingt,
Tönet in ewigen Harmonien.

Klopstock.

Wären die sittlichen Gesetze bloß empirisch-praktische Lebensregeln, oder Vorschriften unsers Thuns und Lassens, welche die Vernunft in Hinsicht auf unsre eigne Glückseligkeit entworfen hätte; so fände sich zwischen der standhaften Befolgung derselben oder der Tugend, und dem Wohlseyn des Tugendhaften ein nothwendiger physischer Zusammenhang. Sittlichkeit wäre dann die natürliche Ursache der Glückseligkeit, so wie Unsittlichkeit die natürliche Quelle der Unglückseligkeit: und das theoretische Erkenntnisver-

mögen würde dann mit eben der Bestimmtheit und Zuverlässigkeit über die nie zu trennende Verbindung zwischen einer moralisch-guten Gesinnungs- und Handlungsweise und dem wahren Wohl des handelnden Subjekts urtheilen, womit es über die unauflösliche Verknüpfung aller derer Dinge urtheilet, und seiner Natur nach urtheilen muß, zwischen denen es einen Caussalzusammenhang einsieht.

Allein die sittlichen Gesetze sind nicht Vorschriften, welche bloß die Glückseligkeit des Handelnden zum Zwecke haben. Das, was durch ihre Befolgung soll erreicht werden, und jederzeit gewiß erreicht wird, ist nicht Annehmlichkeit des Zustandes, sondern absolute Güte, innerer unbedingter Werth der Person. Es ist aber kein natürlicher Grund vorhanden, warum die Befriedigung unsrer Neigungen oder die Glückseligkeit eine nothwendige Folge von der absoluten Vervollkommnung unsrer Person seyn, warum Wohlseyn, Vergnügen oder irgend eine Genußart der sinnlichen Natur den durch Tugend erworbenen persönlichen Werth eines moralischen Subjekts unausbleiblich begleiten müßte. Das kann zwar nicht geläugnet werden, daß die edelste und erhabenste aller angenehmen Empfindungen, das Gefühl der moralischen Selbstzufriedenheit und Selbstachtung, welches aus dem Bewußt-

seyn

seyn unsers durch Rechtverhalten erworbenen persönlichen Werthes entspringt, eine natürliche Folge der Tugend sey. Allein dieses herzerhebende und tröstende Gefühl so nothwendig es auch zum wahren Wohlseyn vorausgesezt wird, macht denn doch nicht für sich allein die ganze menschliche Glückseligkeit aus. Wir können nicht recht dauerhaft vergnügt und glücklich seyn, wenn wir uns selbst verachten und verdammen müssen: allein wenn uns auch unser Gewissen das beste Zeugnis giebt; so sind wir bloß dadurch bei dem Mangel aller übrigen Genußarten noch nicht glückselig. Man müßte Lust haben mit bloßen Worten zu spielen, oder die Natur des Menschen gar nicht kennen, wenn man behaupten wollte, daß einem mit so vielen Bedürfnissen der Sinnlichkeit behafteten, und von der Welt außer ihm so abhängigen Geschöpfe das Bewußtseyn seiner Rechtschaffenheit alles übrige, was es seiner Natur nach wünschen und begehren muß, zu ersetzen vermöge, oder jeden Schmerz und jedes Leiden dermaßen überwiege, daß man dabey niemals unglücklich und im hohem Grade bedauernswürdig seyn könne. Wahrhaftig, es gehöret zu einem vergnügten oder auch nur erträglichen Daseyn in dieser Welt mehr, als das Gefühl unsers eignen sittlichen Werthes. Dieses macht uns zwar entschlossen und muthig in Gefahren, groß

unter dem Drucke und in der Erniedrigung, die so oft das Loos der Tugend in dieser Welt ist, und still und gelassen unter allen Arten des Leidens; es läßt uns nie völlig trostlos werden, nie ganz sinken: aber das kann es nicht bewirken, daß wir nicht das Bittere, welches Mangel, Krankheiten, Haß und Verfolgung, für jeden nicht ganz empfindungslosen Menschen haben, fühlen — daß wir nicht durch physische Unglücksfälle und durch die Bosheit unsrer Mitmenschen sollten in Umstände gerathen können, wo wir unsere irdische Existenz verwünschen, oder wohl gar gewaltsam endigen würden, wenn uns nicht die ernste Stimme des Gesetzes geböte, auch das elendeste hoffnungsloseste Leben, wenn gleich nicht um seiner selbst willen, oder aus Liebe zum Daseyn, doch aus Pflicht zu achten und zu erhalten. — Da es nun nichts widersprechendes, ja etwas gar nichts ungewöhnliches ist, daß der Tugendhafte ein sehr freudenleeres und kummervolles Leben in dieser Welt lebt, während der Lasterhafte von der Wiege an, bis zum Grabe, ein erklärter Günstling des Glückes bleibt; so ist aus der Natur der Sache und aus der Erfahrung offenbar, daß sich zwischen Sittlichkeit und Glückseligkeit der natürliche und nothwendige Caussalzusammenhang nicht findet, den viele ältere und neuere Philosophen behauptet haben und noch behaupten.

So

So wenig nun aber das theoretische Erkenntnisvermögen durch Nachdenken und Erfahrung eine natürliche Verbindung zwischen Moralität und Glückseligkeit zu entdecken vermag, so nothwendig, so unzertrennlich ist und bleibt doch diese Verbindung nach dem unbezweifelten Ausspruche unsrer praktischen Vernunft. Dieses erhabene Seelenvermögen bestimmt ganz kategorisch, was unbedingt geschehen solle. Es schreibt uns aber nicht bloß unsre Pflichten vor, sondern es setzet auch eben so unbedingt fest, wie unser Schicksal beschaffen seyn solle, insofern wir unsre Pflichten erfüllen oder nicht erfüllen. Es will, es dringt mit allem Ernste darauf, daß unser Zustand unserm sittlichen Verhalten auf das Genauste angemessen sey; daß der Tugendhafte glücklich, und zwar in dem Grade glücklich sey, oder es doch noch in Zukunft werde, in dem er sich dem Ziele der moralischen Vollkommenheit genähert hat; und daß hingegen der Lasterhafte sich nach Maaßgabe seiner Unsittlichkeit unglücklich fühle. Die praktische Vernunft belehrt uns also, daß wir nur durch Sittlichkeit der Glückseligkeit moralisch fähig werden, nur durch sie ein Recht und einen gegründeten Anspruch auf einen verhältnismäßigen Grad von Glückseligkeit erhalten. Und nun läßt sich der Begriff von der moralischen Glückselig-

 keit

keitswürdigkeit, welche der Gegenstand dieser Abhandlung ist, leicht bestimmen. Sie ist nichts anders, als der durch Rechtwollen und Rechthandeln erworbene absolute sittliche Werth der Person, insofern derselbe nicht nur der Glückseligkeit moralisch - empfänglich macht, sondern auch Recht und Anspruch auf dieselbe giebt.

Sollte es wohl noch eines Beweises bedürfen, daß diese Idee einen reellen Grund in der sittlichen Natur habe, daß unsre moralisch - praktische Vernunft wirklich die gedachte Forderung thue? Wer hieran zweifelt, der frage doch nur sein eigenes Bewußtseyn, diese ächteste und untrüglichste Quelle aller Wahrheit; und er wird gewiß finden; daß unmittelbar mit dem Gewahrwerden des moralischen Gesetzes, welches uns gebietet, was wir zu thun und zu lassen haben, auch die innige Ueberzeugung verbunden sey, daß die Vernunft nur insofern das Wohlseyn eines moralischen Wesens gut heiße und billige, als dasselbe durch rechten Gebrauch seiner Freiheit und aus Antrieb wahrer Achtung gegen jenes Gesez sich selbst persönlichen Werth erwirbt: daß sie es höchst gerecht finde, daß Wohl und Wehe nach dem genauesten Verhältnisse der Sittlichkeit und Unsittlichkeit vertheilt werde. — Wo ist der Mensch, der es mit seiner unpartheiisch urtheilenden

lenden Vernunft reimen, der es mit seinem Gefühle vereinigen kann, daß der Bösewicht dem Glücke gleichsam im Schooße sitze, und in ununterbrochenem Genuße schwelge, der tugendhafte hingegen immer unter dem Drucke des Elendes seufze, immer in Mangel und Dürftigkeit schmachte, immer der Bosheit und dem Muthwillen verworfener Menschen zum Spiele diene; — oder daß auch nur der weniger Tugendhafte glücklicher sey, als der Bessere, moralisch Vollkommnere? Welcher Lasterhafte sogar kann es gerecht finden, daß ihm selbst alles nach Wunsch und Willen gehe, während sein rechtschaffener Nebenmensch immer ein Spiel des veränderlichen Glückes, oder wohl gar von einem Lebensjahre zum andern bis an seinen Tod hülflos und unglücklich ist? Und wo ist der Mensch, der nicht zurückbebt vor dem Gedanken: wie, wenn ein blindes Ungefähr, ohne alle Rücksicht auf innern Werth und Unwerth, die menschlichen Schicksale regierte? Wessen Vernunft empört sich nicht bei der Vorstellung von einer Welt, in der das Wohl und das Wehe der vernünftigen Geschöpfe nach ganz andern Regeln, als nach den Gesetzen des Verdienstes und der Würdigkeit ausgetheilt wäre? — O wir müßten unsre sittliche Natur selbst verläugnen, müßten die Stimme des Gesetzes in uns durch leere Sophismen zum Schweigen brin-

gen, und allen persönlichen Werth, der durch Tugend erlangt wird, für eine armselige Grille erklären können, wenn wir die Ansprüche, welche moralische Güte auf Wohlseyn giebt, bezweifeln, und die Idee der Glückseligkeitswürdigkeit für eine bloße Täuschung halten wollten.

Diese Idee ist ganz allgemein und nothwendig, für jede praktische Vernunft. Denn wie unser theoretisches Erkenntnisvermögen an gewisse nothwendige Regeln gebunden ist, denen es in allem Erkennen und Denken dessen, was wirklich oder auch nur möglich ist, folgen muß; so giebt es auch gewisse Urideen, ohne welche die praktische Vernunft das nicht würde seyn können, was sie ist und seyn soll: Ideen, welche nicht außer dem Gemüthe, sondern in dem Gemüthe selbst ihren Ursprung haben, und dem moralisch-praktischen Vermögen in allen seinen Funktionen zur Leitung dienen. Eine solche reine Uridee der praktischen Vernunft, ist die Idee der moralischen Glückseligkeitswürdigkeit: denn ohne dieselbe würde das gedachte Vermögen gar nicht im Stande seyn, zu bestimmen, wie die Schicksale einzelner moralischer Subjekte, noch auch wie eine Welteinrichtung überhaupt, insofern der Zustand der sittlichen Wesen davon abhängt, beschaffen seyn müsse. Gleichwie es nicht in unsrer Willkühr steht, ob wir in unsern Beobachtungen

und in unserm Nachdenken über Gegenstände der wirklichen oder auch nur möglichen Erfahrung das theoretische Gesez, welches uns vorschreibt, bei jeder Weltbegebenheit eine Ursache vorauszusetzen, befolgen wollen oder nicht, sondern wie wir uns durch die ursprüngliche Einrichtung unsers Erkenntnisvermögens genöthigt fühlen, jede Veränderung in der Zeit, die wir entweder wirklich wahrnehmen, oder auch nur als wirklich denken, für die Wirkung irgend einer hinreichenden obgleich uns vielleicht ganz unbekannten Ursache anzusehen: eben so hängt es auch keinesweges von uns ab, ob wir die Tugend mit der Glückseligkeit und das Laster mit der Unglückseligkeit zusammendenken, und eine solche Verbindung billigen wollen oder nicht. Zwar ist es uns allerdings möglich, vermittelst des theoretischen Vermögens, uns den Tugendhaften ohne Rettung unglücklich, und den Lasterhaften im Besitze und Genusse alles dessen zu denken, was nur immer zur irdischen Glückseligkeit erfordert wird: es ist uns sogar möglich, uns eine Ordnung der Dinge vorzustellen, worin Wohl- und Uebelbefinden ohne alle Rücksicht auf Sittlichkeit und Unsittlichkeit vertheilt wäre. Allein die Vernunft als ein reinpraktisches Vermögen, das ist, insofern sie das, was unbedingt geschehen soll, zum Gegenstande hat, muß eine

solche Austheilung des Wohles und Wehes, der ihr ursprünglich beiwohnenden Idee von moralischer Glückseligkeitswürdigkeit zufolge, schlechterdings für unstatthaft, widersinnig und ungerecht erklären. Gleichwie also nach dem Urtheile unsers theoretischen Vermögens keine physische Weltordnung möglich ist, die unsern nothwendigen Denk- und Erkenntnisgesetzen nicht angemessen wäre; so ist auch nach dem Ausspruche unsers rein-praktischen Vermögens keine moralische Weltordnung möglich, welche der Idee von Glückseligkeitswürdigkeit nicht entspräche. Und gesezt auch, jene genaue Angemessenheit des Wohl- und Uebelbefindens der vernünftigen Wesen zu ihrer moralischen Beschaffenheit fände sich nirgends in der wirklichen Welt, gesezt sogar, dieselbe wäre in alle Ewigkeit auch nicht zu hoffen; so würden wir dennoch nicht umhin können, selbige als die wesentlichste Bedingung eines Weltganzen, das wir als sittliche Wesen unsers Beifalles sollten würdig achten können, schlechterdings und unbedingt zu fordern.

Diese Forderung ist eben so unbedingt und schlechthin gültig als die Gesetze unsers eigenen Verhaltens, welche die Vernunft uns selbst vorschreibt; denn sie sezt eben so wenig bei jener als bei diesen irgend einen außer ihr selbst liegenden Grund oder Zweck

voraus:

voraus: sie will — beides, daß wir tugendhaft seyn, und daß unser Zustand und unsre Schicksale unsrer Tugend oder Untugend auf das Genaueste angemessen seyn sollen, — bloß aus sich selbst, ohne irgend eine andere Absicht, die etwa dadurch könnte oder sollte erreicht werden.

Diese Idee von einer nothwendigen Zusammenstimmung des Wohl- und Uebelbefindens jedes moralischen Subjekts mit seinem absoluten Werthe oder Unwerthe hat also, wie aus dem bisher Gesagten von selbst erhellet, keinesweges ihren Ursprung in der Selbstliebe oder in dem Grundtriebe nach Glückseligkeit. Als sinnliche Wesen wünschen, verlangen und suchen wir die Glückseligkeit ohne alle Einschränkung und Bedingung, durch alle die Mittel, welche uns zu Gebote stehen, und in dem möglich-größten Maaße, dessen wir nur habhaft werden können: als sittliche Wesen wollen und wünschen wir selbige nur bedingt, d. i. nur insofern als wir sie durch erlaubte Mittel erhalten können, und nur in dem Maaße, dessen wir durch unsre sittliche Beschaffenheit moralisch-empfänglich oder würdig sind. Als sinnliche Wesen freuen wir uns über jeden uns zu Theil werdenden Zuwachs unsers Wohlseyns und Vergnügens; als moralische Wesen billigen wir unser eigenes Wohl, nur insofern, als es mit unserm persönlichen Werthe

in

in Angemessenheit steht. Als sinnliche Wesen betrüben wir uns über jedes uns zustoßende Unglück: als moralische Wesen können wir nicht umhin, es zu billigen und gut zu heißen, daß es uns übel ergehe, wenn wir es nicht anders verdienen; ja wir müssen es sogar misbilligen, wenn wir bei lasterhaften Gesinnungen und Handlungen glücklich, und unsere bessern Mitmenschen unglücklich sind. — Wer erkennt hieraus nicht, daß die Idee der Glückseligkeitswürdigkeit und die unbedingte Forderung, daß das Wohl der moralischen Wesen ihrem sittlichen Werthe genau entspreche, ein Erzeugnis der ganz unpartheiisch und von der Sinnlichkeit unabhängig urtheilenden Vernunft sey? Ich bin mir im Innern meines Gemüthes bewußt, daß ich über das moralisch-nothwendige Schicksal des Tugendhaften und des Lasterhaften eben so urtheilen würde, wenn ich selbst auch gar nicht dabey interessirt wäre. Der Gedanke an eine Welt, wo Glück und Unglück ganz wider Verdienst und Würdigkeit vertheilt wären, würde mir, gesezt auch, ich selbst gehörte nicht mit zu einer solchen Welt, eben so unerträglich seyn, als er mir es jezt ist.

Von der physischen Empfänglichkeit für Glückseligkeit ist die Würdigkeit, als eine moralische Eigenschaft, himmelweit verschieden.

Jene besteht in derjenigen Beschaffenheit eines sinnlichen Wesens, vermöge welcher dasselbe nach natürlichen Gesetzen, des Wohlseyns theilhaftig werden kann: diese aber ist die Beschaffenheit eines sinnlichen und zugleich moralischen Wesens, vermöge welcher es, nach dem unmittelbaren Anspruche der praktischen Vernunft, ein gewisses Maaß des Wohlseyns genießen soll. Der Freund des Lasters ist durch einen gesunden Körper, durch Vermögen, durch glückliche Temperamentsanlagen, verbunden mit Erfahrung, mit Weltklugheit u. s. w. vieler Arten des Vergnügens und Wohlseyns physisch-empfänglich; aber ist er derselben darum auch moralisch-empfänglich oder würdig? billigt es auch die praktische Vernunft, daß er glücklich sey? — Den Tugendhaften hingegen können Kränklichkeit des Körpers, Armuth, drückende Geschäfte, Niedergeschlagenheit des Gemüthes u. dergl. der Receptivität für viele Arten der irdischen Glückseligkeit berauben, und sein Leben traurig und kummervoll machen: und gleichwohl sollte er glückselig seyn, weil er vermöge seiner Rechtschaffenheit der Glückseligkeit würdig ist. — Es erhellet hieraus zur Genüge, daß der Begriff von physischer Glückseligkeitsempfänglichkeit durch die Erfahrung bestimmt wird, folglich ein Produkt der empirischen Vernunft ist, da hingegen die Idee der moralischen

Glück-

Glückseligkeitswürdigkeit, wie schon erwiesen worden, eines weit höhern Ursprungs und von der unbedingt, oder rein praktischen Vernunft selbst erzeugt ist.

Die Vernunftforderung, daß die Glückseligkeit jedes sittlichen Wesens, seiner Tugend genau angemessen sey, ist von unsrer moralischen Natur ganz unzertrennlich. und tief in dem Wesen derselben gegründet; sie hängt mit dem Sittengesetze auf das Genaueste zusammen, und offenbart sich uns eben so unmittelbar, bedarf folglich auch eben so wenig eines Beweises, als dieses Gesez selbst: aber sie ist mit demselben doch nicht einerlei. Denn das Bewußtseyn: „ich und alle vernünftig-sittliche Wesen sollen recht handeln," ist doch sehr verschieden von dem Bewußtseyn: „jeder Rechthandelnde soll nach dem Maaße seines „durch Moralität erlangten innern persönlichen „Werthes glückselig seyn." Jenes Gesez, wodurch unser Wollen und Handeln bestimmt wird, ist ein Gebot, das an uns ergeht: aber die Vernunftforderung, daß die Glückseligkeit jedes moralischen Subjektes seiner sittlichen Beschaffenheit angemessen sey, ergeht nicht an uns, sondern sie geschieht für uns oder in Ansehung unsrer und aller unsrer moralischen Mitwesen. Denn es kann uns nichts geboten seyn, dessen Leistung uns physisch-unmöglich ist. Sollte es demnach

demnach ein uns verbindendes Gesez geben, das geböte, den Grad der Glückseligkeit bei uns und Andern hervorzubringen, dessen ein jeder durch Tugend würdig ist; so müßten wir auch das Vermögen hierzu bey uns wahrnehmen, oder es müßte uns wenigstens möglich seyn, vorauszusetzen, daß wir dasselbe besitzen; — so wie wir durch das Vernunftgebot, unsre Neigungen in den Schranken des Rechts und der Sittlichkeit zu halten, uns berechtigt fühlen, das Vermögen hierzu oder die moralische Freiheit zuverlässig anzunehmen. Wir finden uns aber so wenig im Stande, Wohlbefinden mit Tugend bei uns und unserm Nebenmenschen in die vollkommenste Harmonie zu bringen, daß vielmehr ein jeder, theils durch das unwiderleglichste innere Gefühl, theils durch Nachdenken, von seinem gänzlichen Unvermögen hierzu überzeugt seyn muß: denn es fehlt uns an den wesentlichsten Eigenschaften, ohne welche jene Wirkung nicht einmal denkbar ist. Derjenige, welcher die von der Vernunft geforderte vollkommne Harmonie zwischen Sittlichkeit und Glückseligkeit zuwege bringen soll, muß vor allen Dingen den innern sittlichen Werth jedes Subjekts auf das Genaueste bestimmen können; er muß ferner einen Maaßstab haben, um das jedem Subjekte zukommende Maaß der Glückseligkeit nach demselben festzusetzen; er muß endlich

auch

auch das physische Vermögen besitzen, die Idee jener Harmonie zu realisiren, oder die Angemessenheit des Wohlseyns eines jeden zu seiner Würdigkeit wirklich zu machen. An diesem allem aber mangelt es uns gänzlich. Denn welcher Sterbliche vermag auch nur bei sich selbst, geschweige denn bei Andern, den Grad ächter Moralität zu bestimmen? wer den eigentlich sittlichen Werth — ich will nicht sagen, des ganzen Verhaltens eines Menschen, sondern nur einzelner Entschließungen und Handlungen, richtig zu beurtheilen? wer zu entscheiden, welchen Antheil die eigentlich sittliche Triebfeder, reine Achtung gegen das Gesez, und welchen etwa natürliche Neigungen, Temperamentsanlagen, Gewohnheiten oder gar eigennützige Absichten, selbst an den glänzendsten Handlungen haben? — doch gesezt, wir wären im Stande, die Tiefen wenigstens unsers eigenen Herzens dermaßen zu durchschauen, daß wir ein ganz richtiges Urtheil über den innern sittlichen Werth unsers Charakters und unsrer Gesinnungen fällen könnten; wo haben wir denn einen Maaßstab, um genau zu bestimmen, wie viel Glückseligkeit uns bei dem Grade unsrer subjektiven Würdigkeit gebühre? Denn unsre Vernunft sagt uns zwar überhaupt, daß Glückseligkeit mit Tugend vereinigt, und derselben auf das Genaüeste angemessen seyn solle, und dies

einer gewissen ewig-gültigen (uns aber unbekannten) Verhältnisregel, vermöge welcher einem höhern Grade der Sittlichkeit, auch ein höherer Grad des Wohlseyns, einem geringern Maaße der erstern, auch ein geringeres Maaß des leztern zu Theil werden solle: aber dieses Verhältnis selbst zu bestimmen, das geht weit über unsere Einsichten. Nur das wissen wir aus unsrer Vernunft, daß es eine solche Regel, einen Maaßstab zur Bestimmung des jedem Subjekte zukommenden Grades der Glückseligkeit geben müsse: aber ihn selbst ausfindig zu machen, dies übersteigt bei weitem das Erkenntnis- und Beurtheilungsvermögen jedes endlichen Wesens. — Und was würde es uns, bei diesem unserm physischen Unvermögen, auch helfen, wenn wir ganz genau bestimmen könnten, wie unser und Anderer Zustand in der gegenwärtigen und in der zukünftigen Welt beschaffen seyn müßte, wenn er der Würdigkeit eines jeden entsprechen sollte? Würden wir auch im Stande seyn, oder je in den Stand zu kommen hoffen können, diese genaue Angemessenheit des Wohlseyns zum persönlichen Werthe zu realisiren? Hinderte uns nicht diese Mangelhaftigkeit unsrer Erkenntnis sowohl, als auch unsre physische Eingeschränktheit und Schwäche, eines Theils unsern eigenen und unserer Nebenmenschen persönlichen Werth, und

den denselben angemessenen Grad der Glückseligkeit richtig zu bestimmen, und andern Theils dieser Bestimmung zufolge unsere Schicksale einzurichten; so würde die Forderung unsrer praktischen Vernunft, daß unser Wohl- und Uebelbefinden mit unserm moralischen Werthe auf das Vollkommenste harmonire, allerdings an uns gerichtet seyn, und wir würden uns in eben dem Grade verbunden fühlen, jene Angemessenheit zu realisiren, in welchem wir verpflichtet sind, die Gesetze der Wahrhaftigkeit, der Gerechtigkeit und jedes andere Gebot der moralisch-praktischen Vernunft zu befolgen. Da es aber ungereimt wäre, zu denken, daß die Vernunft in ihrem praktischen Gebrauche uns irgend etwas als Pflicht vorschreibe, wovon eben die Vernunft, als theoretisches Vermögen, einsieht, daß es uns schlechterdings unmöglich sey, und ewig unmöglich bleiben werde; so ist offenbar, daß wir Menschen der Verbindlichkeit, unsre Glückseligkeit mit unsrer Würdigkeit in Uebereinstimmung zu bringen, gar nicht fähig sind, und daß uns dieses also auch nicht geboten seyn kann.

Damit will ich nicht sagen, daß es nicht auch Forderung der rein-praktischen Vernunft an uns d. i. unsre Pflicht sey, unsre Glückseligkeit mit gewissen Einschränkungen zu befördern. Ich bemerke dieses hier ausdrüklich, um den in dieser

Materie

Materie so häufigen und gewöhnlichen Misverständnissen möglichst vorzubeugen. Nichts ist gewisser, als daß wir zu dem, was den letzten Zweck unsrer Selbstliebe ausmacht, nehmlich zur Bewirkung unsrer Glückseligkeit, in gewissen Rücksichten auch moralisch verbunden sind. Nur muß dieser Zweck unsrer Selbstliebe dem lezten und höchsten Zwecke der Vernunft, der sittlichen Güte, allezeit nachstehen, und das Streben nach dem erstern dem Streben nach dem leztern stets untergeordnet bleiben: d. i. wir dürfen keine andere als solche Glückseligkeitsmaximen befolgen, welche sich mit den Vorschriften der Moral vertragen, oder in eine allgemeine Gesezgebung taugen. Durch dieses der Sittlichkeit gehörig subordinirte und angemessene Streben nach Wohlseyn geschieht aber jener Vernunftforderung, daß die Tugend allezeit mit einem ihr proportionirten Grade der Glückseligkeit verbunden sey, nicht von selbst Genüge: ich will sagen, wenn wir unser Wohlseyn auf die Art suchen und zu befördern bemühet sind, wie wir dürfen und sollen; so werden wir hierdurch nicht gerade in dem Grade wirklich glücklich, in dem wir es zu werden würdig sind. Denn wie oft geschieht es nicht, daß wir aus Achtung gegen unsre Pflicht dem Triebe nach Glückseligkeit gerade entgegen handeln, und aus Gehorsam gegen das Gesez der

Sittlichkeit allerhand Leiden und Ungemach übernehmen müssen! Wie kann man aber sagen, daß der Tugendhafte durch Hintansetzung seiner liebsten Wünsche und durch Aufopferung seiner Bequemlichkeit und seines Vergnügens, wozu er sich im Laufe seines Lebens so oft um seiner Pflicht willen entschließen muß, in dem Grade glücklich werde, in dem er es, selbst durch diese Aufopferungen, zu werden würdig ist? Ueberdas mislingen uns ja öfters auch unsre auf das Beste überdachten und auf das Klügste angelegten Plane, welche unsre und andrer Menschen Glückseligkeit zur Absicht haben. Unsre Bemühungen nach gewissen physischen Zwecken, nach Wohlseyn, nach sinnlichen Vortheilen und Vergnügen mögen auch noch so erlaubt seyn, sich noch so gut mit den Gesetzen der Moral vertragen; so steht ihr Erfolg, doch nie ganz in unserer Gewalt. Das Einzige, was allein und allezeit von uns selbst abhängt, ist, ob, und in welchem Grade wir gut seyn, und gut handeln wollen: ob wir aber in Ansehung unsrer irdischen Glückseligkeit dadurch gewinnen oder verlieren werden, dies ist mehrentheils sehr ungewiß, und hängt von tausend zufälligen Umständen ab. Hieraus ist offenbar, daß ein der Moralität noch so angemessenes Streben nach Glückseligkeit nicht gerade dasjenige Maaß derselben, dessen das Subjekt

sittlich-

sittlich - empfänglich oder würdig, ist, natürlicherweise zur Folge haben müsse. Ist aber dieses richtig; so kann zwar das von uns als Pflicht gefordert werden, daß wir uns, durch steten Fleiß in der Tugend der Glückseligkeit immer mehr würdig, nicht aber, daß wir uns desjenigen Maaßes von Wohlseyn, auf welches wir vermöge unseres sittlichen Werthes gerechten Anspruch haben, wirklich theilhaftig machen. Dieses leztere müssen wir dem überlassen, dessen Allwissenheit auch die verborgensten Tiefen der Herzen durchschaut, und dessen Allweisheit und Allmacht den Zustand eines jeden seiner moralischen Geschöpfe dem Grade seines innern persönlichen Werthes gemäß einzurichten vermag, und dieses auch gewiß, wo nicht in diesem, doch in einem künftigen Leben thun wird. *)

Wozu nun aber diese Idee von einer unbedingt, und schlechthin nothwendigen Harmonie

 zwischen

*) Es scheinen manche zu übersehen, daß es zwei ganz verschiedene Dinge sind: „die Glückseligkeit in Harmonie mit der Sittlichkeit, d. i. auf einem dem Gesetze „der Moralität angemessene Art und Weise suchen" — und: „die mit der Sittlichkeit harmonierende „Glückseligkeit, d. i. den der Würdigkeit jedes Subjekts angemessenen Grad der Glückseligkeit zur Wirklichkeit bringen." Das Erstere steht in unsrer Gewalt, und ist unsre Pflicht: das Andere aber geht weit

zwischen Sittlichkeit, und Glückseligkeit, da dieselbe doch für uns von keinem praktischen Gebrauche ist, und uns nicht zur Regel unsers Verhaltens, in Hinsicht auf unser eignes und auf fremdes Wohlseyn dienen kann? Wozu diese so dringende Forderung der moralischen Vernunft, daß Tugend mit Wohlseyn bey jeden sittlichen Wesen genau zusammenstimme, da doch diese Forderung, wie wir gesehen haben, uns keine Verbindlichkeit auflegen kann?

Diese Frage könnte kurz und gut abgewiesen werden, weil sie, wofern sie ein Einwurf gegen die Realität der Idee von der Glückseligkeitswürdigkeit seyn soll, eben so ungereimt scheint, als wenn jemand fragen wollte: warum unsre Vernunft unbedingt - praktisch sey, oder warum sie uns das Gesez der Sittlichkeit vorschreibe. Denn die

weit über unser Vermögen, und kann daher auch nicht von uns gefordert werden. Wenn nun Sittlichkeit in Verbindung mit der ihr proportionirten Glückseligkeit das vollendete höchste Gut ist; so erhellet, daß wir nur zur Wirklichmachung des ersten und vornehmsten Bestandtheiles desselben, nehmlich der Tugend, verbunden sind, während als die Vernunftforderung, welche auch das andere Bestandtheil des vollendeten Gutes, die der Tugend eines jeden angemessene Glückseligkeit ebenfalls für praktisch-nothwendig erklärt, uns nichts angehet, weil wir sie nicht erfüllen können.

die Idee von einer moralisch-nothwendigen Angemessenheit des Wohlseyns zur Tugend ist so tief in dem Wesen unsrer rein-praktischen Vernunft oder unsrer sittlichen Natur gegründet, daß sie nicht einmal von derselben weggedacht werden kann. Es scheint eben so widersinnig, sich ein moralisch-vernünftiges Wesen vorzustellen, das die Glückseligkeit des Lasterhaften, und die Unglückseligkeit des Tugendhaften an und für sich gut, gerecht und billig fände, als es ungereimt ist, sich ein sittliches Wesen zu denken, das Lügen, Betrug und Ungerechtigkeit billigen und für erlaubt halten könnte. Soll also die Vernunft moralisch oder von unbedingt-praktischem Gebrauche seyn und bleiben; so kann sie von der Forderung nicht abstehen, daß die Beobachtung ihrer Gesetze Glückseligkeit, und die Uebertretung derselben Unglückseligkeit zur Folge habe. Eine Sittlichkeit, die keinen Anspruch auf Wohlseyn gäbe, würde für uns ein undenkbarer Gedanke seyn. Ueber das aber, was in dem Wesen der Vernunft selbst seinen Grund hat, läßt sich die Frage: warum es so sey, nicht wohl aufwerfen. Jedoch entdecken sich uns, bei einigem Nachdenken, die wichtigsten Vortheile, welche sowohl in Hinsicht auf unsre sittliche Veredlung als auch auf unsre Gemüthsberuhigung aus der oft genannten Idee von moralischer Glückselig-

keitswürdigkeit entstehen. Diese will ich nun noch kürzlich berühren.

Erstlich: durch das innere Bewußtseyn jenes Ausspruchs unsrer moralischen Vernunft, »daß Tugend ein ihr entsprechendes Maaß von Glückseligkeit zur Folge haben solle«, werden wir überzeugt, daß die Sittlichkeit den Trieb und das Verlangen nach Glückseligkeit überhaupt nicht aufhebt, nicht für unerlaubt erklärt; sondern daß sich Tugend und Wohlseyn gar wohl mit einander vertragen. Freilich kommen wir oft in den Fall, daß wir unsern Pflichten nicht anders, als mit Hintansetzung unsers Nutzens und Vergnügens Genüge leisten können. Hier widersprechen sich also die Forderungen unsrer sittlichen Vernunft und unsrer Selbstliebe: und daraus könnte leicht der Gedanke entspringen, daß Tugend und Glückseligkeit überhaupt nicht zusammen bestehen können; daß wir also, um moralisch-gut zu seyn, auf alle Glückseligkeit Verzicht thun, und um die Würde unsrer höhern Natur zu behaupten, die Triebe unsrer sinnlichen Natur völlig unterdrücken müssen. Von den vielen schädlichen Folgen, welche dergleichen irrige Vorstellungen zu haben pflegen, und leider schon oft gehabt haben, will ich hier nur diese anführen, daß sie uns leicht verleiten können, die Tugend für etwas zu halten, das weit über alle menschliche

Kräfte gehe, und ungeachtet unsrer Verbindlichkeit zum Rechthandeln, und der uns von unsrer Vernunft selbst abgedrungenen Achtung gegen das Gesez, dennoch an der subjektiven Möglichkeit der Erfüllung unsrer Pflichten gänzlich zu verzweifeln. — Diesen trostlosen Wahn von einer absoluten Unverträglichkeit der Tugend und Glückseligkeit, läßt jene Idee von moralischer Würdigkeit in keinem Gemüthe von gebildeter sittlicher Urtheilskraft aufkommen. Denn wie könnte das, was die Triebe unsrer sinnlichen Natur fordern, der Sittlichkeit schlechterdings und an und für sich selbst entgegen seyn, da eben die Vernunft, welche uns die moralischen Gesetze vorschreibt, und Rechtschaffenheit der Gesinnungen und des Verhaltens als das erste und höchste aller Güter über alles zu schätzen gebietet, auch die Glückseligkeit unter der Idee des vollständigen Gutes, mit begreift, welches ihren (der Vernunft) vollendeten Zweck ausmacht? Wie sollte das, was unser sinnliches Begehrungsvermögen erheischt, der gesezgebenden Vernunft schlechthin zuwider, oder ihr auch nur gleichgültig seyn, da sie es nicht etwa bloß für zulässig, sondern selbst für praktisch - nothwendig erklärt, oder es schlechthin fordert, daß das Wohl und Wehe in der Welt nach Maaßgabe der sittlichen Beschaffenheit der vernünftigen Wesen vertheilt werde?

Vermittelst der ursprünglich in unsrer moralischen Natur liegenden Idee von sittlicher Glückseligkeitswürdigkeit gleichen sich also die Forderungen der Vernunft und der Sinnlichkeit, so sehr sich auch beide in vielen Fällen entgegen sind, dergestalt mit einander aus, daß wir mit uns selbst einig seyn können. Ich will sagen: nur durch diese Idee ist es uns möglich, dem Gesetze unsrer bessern und höhern Natur unsre reinste uneigennützigste Achtung zu weihen, ohne dadurch unsre Selbstliebe in Verzweiflung zu setzen, welches nothwendig geschehen würde, wenn die Vernunft bei ihrer Gesezgebung gar keine Rücksicht auf den Glückseligkeitstrieb nähme. Ich kann nun, ohne in Widerspruch mit mir selbst zu gerathen, aus Unterwürfigkeit und Achtung gegen das Gesez, meinen Begierden Ziel und Schranken setzen; ich kann, wo es meine Pflicht erheischt, meiner sinnlichen Natnr Gewalt anthun, und meinen ungestümsten Trieben ihre Befriedigung abschlagen, gestärkt durch die Ueberzeugung, daß ich eben so viel an sittlicher Empfänglichkeit für wahre Glückseligkeit und an den gerechtesten Ansprüchen an dieselbe gewinnen werde, als ich von den Freuden dieses Lebens meiner höhern Bestimmung aufopfere. Und so läßt sich eines theils die gesezgebende Vernunft gewissermaaßen zu unsrer Schwachheit herab, indem sie die Forderun-

gen

gen unsrer sinnlichen Natur nicht nur überhaupt als an sich zulässig und statthaft anerkennt, sondern die Befriedigung derselben unter der Bedingung wahrer Tugend, auch sogar für praktisch-nothwendig erklärt: andern Theils erhält die Glückseligkeit, welche für uns, als für Naturwesen, einen bloß sinnlichen Werth hat, einen unbedingten Vernunftwerth, insofern sie in dem der Sittlichkeit angemessenen Grade vorhanden ist; denn in dieser Zusammenstimmung mit dem sittlichen persönlichen Werthe ist sie nicht mehr bloß sinnliches Gut, sondern, (wegen ihrer Angemessenheit zur Tugend) Objekt der rein-moralischen Vernunft, d. i. etwas an sich gutes und der absoluten Billigung jedes vernünftigen Wesens würdiges. Daher dient die Idee von der Glückseligkeitswürdigkeit dem Tugendhaften.

Zweitens auch dazu, daß dadurch der Genuß der ihm zu Theil werdenden Glückseligkeit erhöhet, veredelt, und, wenn ich so sagen darf, geheiligt wird. Denn indem er sich selbst mit Wahrheit das Zeugnis geben kannn, daß er nie anders, als in Harmonie mit der Sittlichkeit und mit beständiger Unterordnung aller seiner Neigungen unter das Gesez der Vernunft, sinnliche Güter zu erlangen und zu genießen sucht; so verläßt ihn auch nie das Bewußtseyn, daß sein irdisches Wohlseyn nicht nur von der Vernunft

nunft selbst für erlaubt erklärt, gut geheißen und gebilligt, sondern auch durch den Genuß desselben sogar eine dringende Forderung seiner moralischen Natur befriedigt werde. Sollte aber nicht diese Ueberzeugung dem Genuße des Sinnlich-angenehmen einen neuen Werth in den Augen des moralisch-guten Menschen mittheilen? — So sehr erhebt uns unsre sittliche Natur auch selbst in dem, wodurch unsern sinnlichen Trieben Genüge geschiehet, über die Thierheit empor. — Und sollte nicht dem Lasterhaften, der irdische Glückseligkeit zum höchsten Ziele seines Wollens und Strebens macht, das Bewußtseyn, daß er dessen, was er als sein einziges Gut schätzet, liebt und zu erlangen sucht, ganz unwürdig sey, oft zur Quelle eines geheimen Misvergnügens über sich selbst werden, und ihm nicht manchen Genuß verbittern? Sinnliches Vergnügen und irdisches Wohlseyn ist sein Einziges und sein Alles: und gleichwohl muß es seine eigene Vernunft misbilligen, und für unrecht erklären, wenn seine Wünsche erfüllet werden. — So sehr steht der Mensch mit sich selbst im Widerspruche, so lang er seinem erhabenen Berufe zur Tugend ungehorsam ist! — Vielleicht liegt in dem, was ich hier bemerkt habe, mit ein Grund von dem unter den Glücklichen dieser Welt so sehr herrschenden Hange zu jener unseligen, alle Sitt-

lichkeit

lichkeit und Religion wegvernünftelnden Starkgeisterei. Denn selten hat es doch wohl ein Mensch dieser Klasse in der Gleichgültigkeit gegen alles, was seine eigentliche Bestimmung betrifft, so weit gebracht, daß ihn nicht zuweilen der Gedanke überraschen sollte: „Du bist bei allem dem großen äußerlichen Glücke, dessen du dich so sehr überhebst, als wäre es dein eigenes Werk, dennoch ein Nichtswürdiger und deines Glückes ganz unwerth! Unmöglich kann es auch immer so bleiben: es muß eine Zeit kommen, wo dir wiederfahren wird, was du verdienst, und wo dem verkannten Rechtschaffenen, der im Elende schmachtet, dem leidenden Tugendhaften, den du in deinem Uebermuthe kaum eines Blickes würdigest, ebenfalls zu theil werden wird, was für ihn gehöret. ꝛc. Um sich nun gegen dergleichen niederschlagende Gedanken und, wenn ich so sagen darf, gegen diese lästige Zudringlichkeit ihrer eigenen Vernunft, wodurch der Stolz solcher Kinder des Glückes außerordentlich gedemüthigt und vielleicht manche dem frohen Genuße geweihete Stunde getrübt wird, auf immer zu waffnen, suchen sie jedes Gefühl für Tugendwerth und jede Idee von Sittlichkeit, von innerer persönlicher Würdigkeit, von einem höchsten Richter und einer vergeltenden Zukunft mit Gewalt bei sich zu unterdrücken, und sich zu überreden

den, daß Moralität, Gottheit und ein anderes Leben lauter leere Einbildungen seyen, und daß nur Thoren und Schwachköpfe sich durch solche Grillen in dem Streben nach den Freuden der Erde und in dem Genusse derselben stören lassen; daß zwar jeder Unglückliche Mitleiden verdiene, daß aber der sogenannte Tugendhafte nicht im Mindesten mehr berechtigt sey, sich über das ihm zustoßende Unglück zu beklagen, als jeder Andere; daß das, was man gewöhnlich Rechtschaffenheit und Tugend nenne, gar keinen Anspruch auf Wohlseyn ertheile und hierin der sittlich-gute Mensch vor dem Leichtsinnigsten oder Verworfensten, der alles für erlaubt hält, wofern es ihn nur nicht den Händen der strafenden Obrigkeit überliefert, nicht das Geringste zum Voraus habe, daß der am meisten verdiene, eines frohen und glücklichen Lebens zu genießen, der sich die Mittel dazu auf die klügste Art zu verschaffen und selbige aufs geschickteste zu gebrauchen wisse u. s. w. — Menschen von dieser Gattung wollen lieber auf die Würde einer höhern Natur, und einer übersinnlichen Bestimmung gänzlich Verzicht thun, als die Bestrebungen ihres ganz sinnlichen Begehrungsvermögens verdammen, oder sich selbst des Genusses der Weltfreuden, für die sie allein Geschmack haben, unwürdig achten. Und wenn es ihnen nicht immer

gelingt,

gelingt, die Stimme ihrer Vernunft und ihres Gewissens zum Schweigen zu bringen; so liegt die Schuld hiervon wenigstens nicht an ihrem Wollen. — Doch ich kehre von dieser Abschweifung wieder zu meinem Gegenstande zurück. Die Idee von der moralischen Glückseligkeitswürdigkeit und was mit ihr genau zusammenhängt, eröffnet uns

Drittens auch den Weg zur Gotteserkenntnis, so weit wir derselben in diesem Leben fähig sind, nebst der Aussicht in eine künftige Welt: und dieses auf folgende Art.

Meine rein - praktische Vernunft erklärt es für recht, für unbedingt praktisch - nothwendig, daß nicht nur ich, sondern auch alle andere moralische Wesen, jedes in dem seiner Sittlichkeit angemessenen Grade, glücklich werden, daß mithin eine solche Ordnung der Dinge existire, von welcher die vollkommenste Harmonie zwischen der sittlichen Würdigkeit und der Glückseligkeit jedes Subjektes Endzweck und nothwendige Folge sey, das heißt, eine moralische Weltordnung. Wäre ich selbst im Stande eine solche Harmonie zur Wirklichkeit zu bringen; so würde es meine Pflicht seyn, dieses zu thun, weil in diesem Falle jener Ausspruch meiner Vernunft, welche eine moralische Weltordnung für praktisch - nothwendig erklärt, ein an mich ergehendes Gebot enthal-

ten, oder ein mich selbst verbindendes Gesez seyn würde. Da mir aber die Hervorbringung einer moralischen Ordnung der Dinge unmöglich ist, und ewig unmöglich bleiben wird; so ist auch, wie bereits bemerkt worden, jener Ausspruch meiner Vernunft keine Forderung an mich, sondern sie geschiehet mir zum Besten oder für mich, so wie für alle meine moralischen Mitgeschöpfe, und wir sind vermöge derselben befugt, die eines jeden persönlichem Werthe entsprechende Glückseligkeit zuverlässig zu erwarten. Denn indem die Vernunft sagt, daß etwas praktisch-nothwendig sey oder geschehen solle, so legt sie nicht nur eines Theils einem jeden, der zu dessen Leistung im Stande ist, die Pflicht auf, dasselbe wirklich zu leisten, sondern sie giebt andern Theils auch dem, welcher als Gegenstand dieser Leistung gedacht wird, oder zu dessen Besten sie abzweckt, das Recht, dieselbe zu fordern. Machen wir von diesem Grundsatze die Anwendung auf unsern Gegenstand; so erhellet offenbar, daß alle moralische Wesen, durch den Ausspruch der Vernunft, daß die Glückseligkeit eines jeden mit dessen Sittlichkeit in Uebereinstimmung stehen solle, gegründeten Anspruch auf eine solche Ordnung der Dinge erhalten, von der diese Harmonie des Wohlseyns und der persönlichen Würdigkeit eine unausbleibliche Folge ist. Aber was hieße denn

das:

das: Anspruch und Recht auf eine Sache haben, ohne zu wissen, von wem man selbige verlangen und erwarten dürfe? Was hieße es: sich bewußt seyn, daß die Vernunft Glückseligkeit in Harmonie mit der Sittlichkeit fordere, ohne zu wissen, von wem sie selbige fordere, oder ob auch nur überall ein Wesen existire, von dem sie so etwas fordern könne? Würde das nicht in hohem Grade widersinnig seyn? Jede unbedingte Vernunftforderung nöthigt uns also, das Daseyn eines Wesens anzunehmen, an das selbige geschiehet, und das vermögend ist, ihr Genüge zu leisten. An kein endliches Wesen kann jene Forderung, von der hier die Rede ist, ergehen, weil kein endliches Wesen zur Erfüllung derselben im Stande ist. Folglich müssen wir entweder voraussetzen, daß ein unendliches Wesen existire, an welches die Vernunft die Forderung einer Zusammenstimmung der Glückseligkeit und der moralischen Würdigkeit richten könne, und wirklich richte, oder wir müssen jene Forderung selbst und die Idee von moralischer Glückseligkeitswürdigkeit für ganz sinn- und bedeutungslos halten. Wäre aber diese Idee sammt der in ihr enthaltenen Vernunftforderung etwas widersinniges und ungereimtes; so wäre es mit der sittlichen Gesezgebung der Vernunft offenbar eben so beschaffen: denn jene Idee hängt mit der Sittlichkeit selbst ganz

unzertrennlich zusammen; beide stehen und fallen mit einander. Wollen wir also nicht alle Moralität überhaupt, für eine leere Grille halten; so müssen wir das Daseyn eines höchsten Wesens annehmen, das als Schöpfer, Erhalter und Regierer dieses Weltalls jede Vollkommenheit besitzt, welche erfordert wird, um den Zustand aller sittlichen Weltbewohner mit ihrem persönlichen Werthe in Uebereinstimmung zu bringen. Nun aber ist es uns nach der wesentlichen Einrichtung und Beschaffenheit unsrer praktischen Vernunft gar nicht möglich, die Sittlichkeit für ein Nichts, für eine leere Einbildung anzusehen: folglich, sind wir durch unsre moralische Natur gedrungen, die Existenz Gottes fest zu glauben und ihm auch alle die Vollkommenheiten beizulegen, ohne welche er nicht Urheber, Erhalter und Regierer einer moralischen Weltordnung seyn könnte.

Dieses ist, meiner Ueberzeugung nach, der eigentliche Zusammenhang, in welchem die erste Grundwahrheit aller Religion mit der Moralität stehet. Die Vernunft würde sich selbst auf die gröbste Art widersprechen, wenn sie eine moralische Weltordnung so unbedingt forderte, und dabei doch denken müßte, daß gar kein Wesen vorhanden sey, das dieser Forderung Genüge leisten könne. Um also diesen offenbaren Widerspruch zu vermeiden, muß sie entweder jene Forderung aufgeben, oder die Existenz eines solchen Wesens

ganz

ganz ungezweifelt voraussetzen. Das Erstere kann sie nicht: folglich ist die Voraussetzung des Daseyns einer Gottheit für sie das dringendste Bedürfnis. Denn sobald die Vernunft etwas bedingtes für nothwendig erklärt; so muß sie auch die Bedingung, unter der jenes allein möglich ist, für nothwendig halten. Nun aber ist die mit eines jeden sittlichem Werthe harmonirende Glückseligkeit zwar praktisch unbedingt nothwendig, (d. i. die Vernunft fordert selbige schlechthin, in theoretischer Rücksicht aber ist sie bedingt,) und nur unter der Voraussetzung des Daseyns Gottes theoretisch denkbar und möglich. Folglich muß die Vernunft, um Zusammenhang und Uebereinstimmung in ihre theoretischen und praktischen Funktionen zu bringen (denn ohne diesen Zusammenhang würde sie aufhören Vernunft zu seyn), die Existenz der Gottheit zuverlässig annehmen. Es hieße demnach die Vernunft selbst aufheben, oder sie der Unvernunft beschuldigen, wenn man das Daseyn des Wesens läugnen oder auch nur bezweifeln wollte, welches allein vermögend ist, dasjenige zu Stande zu bringen, worauf die Vernunft so schlechthin und unbedingt dringet, und nothwendig dringen muß, solange sie nicht ihr eigenes Wesen zu zerstören vermag: ja es hieße die Moralität selbst vernichten, und dem sittlichen Gesetze alles Ansehn und

alle Kraft zur Bestimmung des Willens benehmen, wenn man sich vorstellen wollte, daß in den Aussprüchen der gesezgebenden Vernunft, die zwar nicht eigentlich Gesetze für uns, aber doch nicht weniger bestimmt und unbedingt sind, als das Gesez selbst, etwas Vernunftwidriges und ungereimtes enthalten sey. *)

So fruchtbar ist die aus der rein-praktischen Vernunft unmittelbar entsprungene Idee von der Glück-

*) Es wird jedem aufmerksamen Leser ohne Mühe einleuchten, daß nach der bisher entwickelten Vorstellungsart der Glaube an Gottes Daseyn nicht darauf gegründet wird: weil uns die Wirklichmachung des höchsten oder vollkommensten Gutes (der Glückseligkeit in Harmonie mit der Sittlichkeit) geboten, die Befolgung dieses Gebotes aber ohne Dazwischenkunft eines höchsten Wesens nicht möglich sey; sondern darauf: weil die rein-praktische Vernunft die Realität des vollkommensten Gutes ganz unbedingt fordert, uns selbst aber nur zu der Realisirung des einen Bestandstücks desselben, nehmlich der Sittlichkeit, verbindlich macht, und verbindlich machen kann, — woraus denn folget, daß, wofern jene Vernunftforderung nicht bedeutungslos und widersinnig seyn soll, ein höchstes Wesen vorhanden seyn müsse, welches das andere Bestandstück des vollkommensten Gutes, die mit dem persönlichen Werthe eines jeden harmonirende Glückseligkeit, zur Wirklichkeit bringen könne und bringen werde. Daher wird der Saz: „es ist ein Gott" mit allem Rechte ein Postulat (Forderung) der

Glückseligkeitswürdigkeit; und so wichtig sind die Folgen, welche leicht und natürlich aus derselben herfließen. Sie ist es, die dem menschlichen Geschlechte auf allen Stufen der geistigen Kultur, die Religion zum dringendsten Bedürfnisse macht. Denn nicht nur die wenig ausgebildete und geübte, sondern auch die aufgeklärteste Vernunft ist des Glaubens an ein höchstes Wesen und an die ewige Fortdauer des menschlichen Geistes schlechterdings benöthigt, wenn sie, welche die gerechteste Austheilung des Wohles und Wehes so unbedingt verlangt, nicht an sich selbst irre werden, und nicht an der Wahrheit ihrer wesentlichen und ewigen Grundgesetze verzweifeln soll. Diese

der moralisch = oder rein = praktischen Vernunft genennt, worunter man eine theoretische Voraussetzung versteht, zu der wir uns durch einen unbedingten Ausspruch der schlechthin = fordernden (rein = praktischen) Vernunft nothwendig gedrungen fühlen. Die Vernunft gebietet uns also nicht eigentlich an einen Gott zu glauben; sie fordert dessen Daseyn auch nicht unmittelbar, wie sie die Realität des höchsten Gutes fordert; sie sagt nicht: „es soll ein Gott existiren", wie sie sagt: „die Glückseligkeit eines jeden soll mit seiner Sittlichkeit zusammenstimmen"; — sondern sie postuliret, Gottes Daseyn nur mittelbarerweise, d. i. als die einzige Bedingung, unter der jene unmittelbare Forderung erfüllet, oder die Zusammenstimmung der Glückseligkeit mit der Sittlichkeit realisirt werden kann. S. auch den Anhang zu dieser Abhandlung.

reine Vernunftidee ist das eigentliche Fundament, auf dem die Religion unerschütterlich fest stehet: sie ist der Fels, den keine Macht des Unglaubens und der Ruchlosigkeit überwältigen, an dem jeder Versuch einer im Dienste der Unsittlichkeit stehenden Sophisterei oder einer von falscher Aufklärung erzeugten freigeisterischen Räsonnirsucht, dem armen Menschengeschlechte sein Wohlthätigstes und Bestes, sein Vertrauen auf das was unsichtbar und ewig ist, zu entreißen, immer scheitern wird. Durch Begründung des religiösen Glaubens hat die Vernunftidee von Glückseligkeitswürdigkeit auch den bedeutendsten Einfluß auf die menschliche Tugend. Wenn auf der einen Seite das Gesez der Vernunft der Sinnlichkeit, durch Beschränkung ihrer Neigungen und Begierden, wehe thut; so wird auf der andern Seite vermittelst der aus eben der praktischen Vernunft entsprungenen Religion, die vollkommenste Harmonie zwischen den Forderungen der sinnlichen und der vernünftigen Natur gestiftet. Der Glaube an eine heilige und gerecht richtende Gottheit, welcher sich auf die sittlichen Anlagen der Menschheit unerschütterlich gründet, erzeugt die zuversichtliche Hoffnung, es werde eine Zeit kommen, wo jeder mit der Vernunft zusammenstimmenden Forderung des Glückseligkeitstriebes Genüge geschehen werde. Daß, nach menschlichen

chen Begriffen und Einsichten zu urtheilen, sich auf dieser Erde so wenig Uebereinstimmung zwischen den Schicksalen der Sterblichen und ihren Verdiensten, zwischen ihrem äußern Zustande und ihrem innern Werthe findet, *) diese höchst auffallende Wahrnehmung hat von jeher auch in noch wenig aufgeklärten Gemüthern die wiewohl Anfangs nur dunkle Ahndung von einer dereinst alles ausgleichenden Zukunft erweckt, — eine Ahndung die bei weiterer Ausbilduug der höhern Vermögensarten und bei fortschreitender Entwikkelung der sittlichen Ideen sich in eine alles erheiternde trostvolle Aussicht jenseits des Grabes verwandelt. Nun schwinden die Finsternisse, welche

*) Ich will damit nicht sagen, daß irgend ein endliches Wesen sich anmaßen dürfe zu bestimmen, wie jedes Menschen Schicksale beschaffen seyn müßten, um seinem sittlichen Werthe oder Unwerthe vollkommen zu entsprechen. Das Gegentheil hiervon glaube ich schon oben erwiesen zu haben. Aber die Disharmonie, welche sich, wenn wir, ich wiederhole es nochmals, nach menschlichen Begriffen über die Sache urtheilen wollen, zwischen dem Wohl = und Uebelbefinden und der sittlichen Beschaffenheit sehr vieler Erdbewohner findet, ist doch so auffallend, daß hierüber von jeher nur eine Stimme war. Es bleibt daher für uns nichts weiter übrig, als entweder ein künftiges Leben anzunehmen, oder jeden Gedanken an einen moralischen und gerecht richtenden Weltregierer aufzugeben.

vor dem Blicke der bloß theoretisch-forschenden und spekulirenden Vernunft Menschenwerth und Menschenbestimmung verhüllten: nun erscheint selbst diese gegenwärtige Disharmonie zwischen Würdigkeit und Wohlseyn als ein Mittel in des Allweisen Hand zur Entwickelung und Ausbildung unsrer sittlichen Kräfte, und zur Erhöhung, Läuterung und Bewährung unsrer Tugendgesinnungen. Denn wenn es uns bei diesem auffallenden Misverhältnis zwischen Moralität und Glückseligkeit, auf das wir gleichsam bey jedem Schritte durch dieses Erdenleben zu stoßen vermeinen, schwerer wird, den Glauben an die Tugend zu bewahren, und ihren Geboten zu gehorchen, als wenn wir alles so fänden, wie es Vernunft und sittliches Gefühl zu fordern scheinen; so giebt uns selbst dieses subjektive Hindernis der Rechtschaffenheit Veranlassung und Antrieb zu desto größerer Uebung unserer sittlichen Kräfte. Unsre beßre Natur gewinnt in dem Grade an Stärke, in welchem sie jedes in ihr wohnende edlere Vermögen anstrengen muß, um nicht unter Zweifeln über der Tugend endliches Schicksal und unter kleingläubiger Muthlosigkeit zu erliegen. Das Gemüth lernt desto mehr, sich von dem, was sichtbar und zeitlich ist, losreißen und für eine überirdische Welt leben, je weniger durch den oft ganz unerklärlichen und widersin-

widersinnigscheinenden Gang der menschlichen Dinge in dieser Welt, eines Theils dem natürlichen Glückseligkeitstriebe, und andern Theils den Ansprüchen der Vernunft auf genaue Zusammenstimmung des Wohlseyns mit eines jeden persönlichem Werthe Genüge geschieht. Der Gedanke an eine mit der unpartheilichsten Gerechtigkeit vergeltende Gottheit wird uns um so mehr zum Bedürfnis und um so vertrauter, und der Hinblick in eine andere bessere Welt desto mehr geschärft, je öfter uns die Beobachtung der menschlichen Schicksale in dieser unsrer irdischen Daseynsperiode das Bekenntnis abnöthigt: „Lebte der Mensch bloß für diese Welt; so wäre er das räthselhafteste und bei diesem zwecklosen Streite zwischen Vernunft und Sinnlichkeit, auch das unglücklichste aller Wesen.“ Denn je deutlicher uns unser inneres Gefühl lehret, daß dieser trostlose Gedanke, wofern wir ihn bei uns aufkommen ließen, unfehlbar jede Empfindung, jeden Trieb, jedes Streben, das dem edlern Theile unsrer Natur angehört, niederdrücken würde, desto lebhafter werden wir des Vernunftbedürfnisses gewahr, durch den Glauben an Gott und an eine ewige Zukunft unsre Gebrechlichkeit zu unterstützen und unsre bessern Kräfte vor gänzlicher Erschlaffung zu bewahren. Und so wird denn die dem sinnlichen Sterblichen oft so schwere Tugendübung,

so werden die durch das Gesez von uns geforderten häufigen Aufopferungen naher oder gegenwärtiger Vortheile durch die über die Gränzen dieser Sinnenwelt erweiterten Aussichten ungemein erleichtert und gewissermaßen erst möglich gemacht. Zwar ist und bleibt es eine über alle Zweifel erhabene Wahrheit, daß die eigentliche Triebfeder der Tugend, wofern sie ganz ächte und reine Tugend seyn soll, in der Achtung gegen das Gesez und in dem Gefühle der unbedingten Verbindlichkeit, demselben zu gehorchen, bestehen muß. Allein es fragt sich, ob Geschöpfe von einer so gemischten halb sinnlichen und halb geistigen Natur einer anhaltenden ganz reinen Tugendübung fähig seyen, und ob es nicht ihr Vermögen übersteige, jenes erhabene übersinnliche Gesez zur ersten und vornehmsten Richtschnur alles ihres Wollens und Handelns zu machen, wenn sie der Erwartung einer mit ihrer Tugend im genauesten Verhältnis stehenden Befriedigung ihres Glükseligkeitsbedürfnisses gänzlich beraubt wären. Ja es fragt sich, ob wir das Gesez ganz billigen und gut heißen, ob wir ihm unsre aufrichtige Achtung widmen könnten, wenn wir nicht bei diesem beständigen Streite zwischen Pflicht und Sinnlichkeit einer endlichen Ausgleichung der gegen einander laufenden Ansprüche unsrer niedern und höhern Natur entgegen sehen könnten, und wenn

nicht

nicht eine Zeit zu hoffen wäre, wo sich jeder Widerspruch zwischen dem, was in Ansehung der menschlichen Schicksale hier auf Erden geschiehet, und dem, was nach dem Urtheile der moralisch-praktischen Vernunft geschehen sollte, vollkommen auflösen wird. Wozu wäre uns aber das Sittengesez gegeben, wenn es zwar allenfalls mit demüthiger Verehrung von uns angestaunt, nicht aber mit voller Ueberzeugung genehmigt und noch viel weniger befolgt werden könnte?

Aus diesem allem erhellet, von welcher Wichtigkeit die Idee von moralischer Würdigkeit für unsre höhere Bestimmung sey. Ohne sie und die mit ihr unzertrennlich zusammenhängenden Postulate von Gottes Daseyn und der Seelenunsterblichkeit würde das Moralgesez bei Wesen, wie wir Menschen sind, völlig unwirksam bleiben, folglich ganz zwecklos und widersinnig erscheinen. —

Ich schließe diesen Aufsaz mit der Bemerkung, daß ich bei der Empfehlung des moralischen Glaubensgrundes, weder hier, noch sonst jemals, die Absicht gehabt habe, die theoretischen Argumente für das Daseyn eines Welturhebers und Weltregierers herabzuwürdigen. Nach meiner Ueberzeugung sind wir vollkommen berechtigt, anzunehmen, daß der Schluß, den unsre Vernunft, nach dem Princip der Zweck-

mäßigkeit

mäßigkeit, von der in der ganzen Welt sich entdeckenden herrlichen Verknüpfung zwischen Mitteln und Absichten auf die Existenz eines sehr weisen und mächtigen Schöpfers macht, für uns Wahrheit enthalten müsse; und zwar aus dem Grunde, weil es unsrer Vernunft höchst natürlich und gleichsam unabweisliches Bedürfnis für sie ist, so zu schließen. Denn ein Gedanke, auf den wir nach der ursprünglichen Einrichtung unsers Vorstellungsvermögens nothwendig kommen müssen, kann nach meiner Meinung unmöglich leer und ohne Realität seyn. — Daß aber diesem auch der theoretischen Vernunft nicht ganz unerkennbaren Welturheber die höchste Moralität sammt allen den unendlichen Vollkommenheiten zukomme, ohne die seine Heiligkeit und Gerechtigkeit sich nicht wirksam beweisen kann, — daß er, mit einem Worte, Gott sey, dieß können wir doch schlechterdings nicht aus bloß theoretischen Gründen wissen, sondern wir nehmen es aus praktischen Gründen an; und die Idee der moralischen Glückseligkeitswürdigkeit öffnet uns den Weg, auf dem wir zu diesem Glauben gelangen.

An=

Anhang
zu dieser Abhandlung.

Ich habe mit allem Fleiße die Art, wie nach meiner Einsicht der Glaube an die Existenz Gottes und an ein ewiges Leben mit der Moralität vermittelst der reinen Vernunftidee von Glückseligkeitswürdigkelt zusammenhängt, in der vorstehenden Abhandlung so ausführlich zu entwickeln gesucht, weil über dieser wichtigen Materie noch immer eine Dunkelheit schwebt, welche zu mancherlei Misverständnissen Anlaß giebt. Man darf sich hierüber auch gar nicht verwundern, weil das Bedürfnis des religiösen Glaubens unter diejenigen Gegenstände gehört, welche sich leichter durch ein inneres Bewußtseyn unmittelbar wahrnehmen, als durch Worte deutlich erklären lassen.

Zu dieser in der Natur der Sache selbst liegenden Schwierigkeit kommt noch ein anderer Umstand, welcher vielleicht hauptsächlich Schuld daran ist, daß das sogenannte moralische Argument für das Daseyn Gottes vielen sonst im Denken nicht ungeübten Köpfen entweder ganz unverständlich, oder doch sehr unbefriedigend vorkommt. Man stößt nehmlich in den Schriften selbst derjenigen Philosophen, welche um die

Ent-

Entwickelung und Erläuterung dieses Beweises sonst die meisten Verdienste haben, auf gewisse Ausdrücke und Wendungen, welche nicht von aller Zweideutigkeit frei sind, und die daher häufig entweder nur halb verstanden, oder völlig sind misverstanden worden. Vielleicht gelingt es mir, theils durch die in der vorstehenden Abhandlung enthaltenen Auseinandersetzungen, theils durch einige noch in diesem Anhange beizufügende Begriffsbestimmungen und Erörterungen etwas zur Hebung dieser Irrungen beizutragen. Ich will dieses wenigstens versuchen: denn ich halte die Sache für viel zu wichtig, als daß man sie ferner den Misverständnissen vieler Gutgesinnten, oder gar den Mishandlungen derer gleichgültig überlassen dürfte, welche selbst die heiligsten Gegenstände, zumal wenn sie schon einigermaßen dagegen eingenommen sind, mit ihren armseligen Spötteleien nicht verschonen, sobald sie nur irgend eine von den Vertheidigern derselben gegebene Blöße zu entdecken vermeinen.

Die ganze hier in Untersuchung liegende Materie scheint mir viel Licht zu erhalten, wenn man die rein-praktische Vernunft überhaupt (welche ganz unbedingt und ohne alle Rücksicht auf irgend einen außer ihr selbst liegenden Grund oder Zweck bestimmt, was seyn und geschehen solle) eintheilt in die schlechthin-postulirende und in

die eigentlich gesezgebende Vernunft. Die erstere dieser beiden Benennungen lege ich der rein-praktischen Vernunft bei, insofern sie etwas überhaupt fordert, ohne ihre Forderung an uns Menschen zu richten, oder insofern sie irgend etwas für schlechthin praktisch-nothwendig erklärt, d. i. den unbedingten Ausspruch thut, daß etwas auf eine gewisse Art geschehen oder beschaffen seyn solle, ob sie gleich uns Menschen keine Verbindlichkeit zu dessen Realisirung auflegt, weil selbige über unser Vermögen geht. Die gesezgebende Vernunft aber schreibt uns ganz unbedingt vor, was wir zu thun und zu lassen haben: sie giebt uns also keine andere Gebote und Verbote, als solche, deren Befolgung in unsern Vermögen stehet.

Die rein-praktische Vernunft überhaupt bestimmt dem zufolge unmittelbar das Begehrungsvermögen oder den Willen: denn welches Vernunftwesen muß nicht alles dasjenige wollen, was seine Vernunft unbedingt und schlechthin billiget oder gar fordert? Ist der Gegenstand dieser Billigung oder Forderung der Vernunft nicht in unsrer Gewalt; so ist das dadurch bewirkte Wollen ein bloßer Wunsch, daß der Gegenstand realisirt werde, — ein Wunsch, der aber, wie sich leicht von selbst versteht, nicht dem untern sondern dem obern Begehrungsvermögen ange-

hört.

hört. Ist aber der Gegenstand in unsrer Gewalt; so wird jene durch rein - praktische Vernunft gewirkte Willensbestimmung zugleich Gebot für uns: wir werden uns dann bewußt, daß das Objekt nicht nur überhaupt realisirt werden solle, sondern daß wir dasselbe realisiren sollen.

Wäre unser intellektuelles und physisches Vermögen nicht beschränkt; so würde dieser Unterschied zwischen der schlechthin postulirenden und der gesezgebenden Vernunft ganz wegfallen. Denn alsdann wäre jeder Ausspruch der rein-praktischen Vernunft überhaupt, daß etwas seyn oder geschehen solle, zugleich ein Gesez für uns, dasselbe wirklich zu machen; so wie wir uns die Sache bei Gott vorstellen müssen, welchem jedes Erkennen, daß etwas an sich gut sey und geschehen solle, auch für ein Gesez gilt, dasselbe zur Wirklichkeit zu bringen, weil ihm nichts unmöglich ist. Obiger Unterschied, der in unsrer Materie von der größten Wichtigkeit zu seyn scheint, hat demnach seinen Grund bloß in der menschlichen Ohnmacht: denn es sind doch zwei ganz verschiedene Dinge: „wollen, wünschen, daß etwas geschehe, ob man gleich wohl fühlt und einsiehet, daß man zu dessen Hervorbringung schlechterdings nicht im Stande, folglich auch nicht dazu verbunden sey", und: „sich der Pflicht bewußt seyn, etwas zu realisiren, weil

man

man es nicht nur für gut erkennt, sondern sich auch zu dessen Wirklichmachung im Stande siehet.

Was die rein-praktische Vernunft, als schlechthin postulirendes Vermögen, für nothwendig erklärt, ohne dasselbe uns zu gebieten, das nennen wir bloßes Objekt (nicht Zweck) der rein-praktischen Vernunft: unter dem Zwecke oder eigentlich Endzwecke derselben aber verstehen wir das, was sie, als gesezgebendes Vermögen, uns als Pflicht vorschreibt. Hieraus erhellet, daß die Zusammenstimmung der Glückseligkeit mit der Sittlichkeit sammt der hierzu erforderlichen moralischen Weltordnung bloß Objekt unsrer rein-praktischen Vernunft sey; daß hingegen die Sittlichkeit oder Tugend für sich allein den Endzweck dieses Vermögens ausmache.

Die Vernunft überhaupt, wofern sie nicht in Unvernunft ausarten will, kann nichts unmögliches verlangen. Gleichwie demnach alles, was sie uns Menschen zu realisiren gebietet, uns auch möglich seyn muß, so muß auch alles, dessen Wirklichkeit sie überhaupt fordert, so weit solches auch unser Vermögen übersteigt, dennoch überhaupt als möglich angenommen werden. Denn im Grunde ist die von mir so benannte gesezgebende und die schlechthin postulirende Vernunft ein und ebendasselbe rein-praktische Vermögen; und

es wäre eben so ungereimt, zu denken, daß sie in der leztern Qualität etwas unmögliches fordere, als anzunehmen, daß sie uns etwas unmögliches gebiete. Uns gebietet sie Tugend, d. i. stets wachsende Angemessenheit unsrer Gesinnungen und Handlungen zu der Idee der Heiligkeit: folglich muß die Tugend, unter der Bedingung einer ewig fortdauernden Existenz, uns möglich seyn. Außerdem fordert sie aber auch, und zwar mit gleich kategorischer Strenge, die der Tugend eines jeden proportionirte Glückseligkeit: mithin muß auch diese als möglich angenommen werden. Nun aber läßt sich die Möglichkeit dieser letztern ohne Dazwischenkunft eines höchsten Wesens schlechterdings nicht denken. Folglich müssen wir das Daseyn eines solchen Wesens eben so zuversichtlich glauben, als wir die Möglichkeit jener Harmonie zwischen Sittlichkeit und Glückseligkeit anzunehmen, uns durch die Natur unsrer Vernunft selbst gedrungen fühlen.

Meiner Einsicht nach ist diese Gedankenfolge der leichteste, natürlichste und sicherste Weg zu der auf Gründen der rein = praktischen Vernunft beruhenden Ueberzeugung von Gottes Daseyn. Und wenn ich nicht sehr irre; so stimmt auch Kant, wo er von diesem Gegenstande handelt, in der Hauptsache hiermit vollkommen überein: nur daß er gewöhnlich von der moralischen oder

rein

rein-praktischen Vernunft überhaupt spricht, ohne sie ausdrücklich in ein eigentlich gesezgebendes und in ein bloß postulirendes Vermögen einzutheilen. Mir ist es nicht im Mindesten zweifelhaft, daß er diesen Unterschied wirklich im Sinne gehabt habe: aber er überläßt es, wie es scheint, dem selbstdenkenden Leser, zu entdecken, von welcher der beiden genannten Aeußerungsarten der Vernunft er jedesmal eigentlich rede. So heißt bei ihm auch das, was wir, als moralische Wesen, bloß wollen und wünschen müssen, ohne es selbst wirklich machen zu können, eben sowohl Endzweck der Vernunft, wie das, wozu wir eigentlich verbunden sind; obgleich das erstere, nach obiger Bestimmung der Begriffe, weit bequemer Vernunftobjekt genannt wird. Endlich spricht er von dem aus rein-praktischer Vernunft unmittelbar entsprungenen Wollen und Wünschen eines Gegenstandes (des vollkommensten Gutes in einer ganz moralischen Weltordnung) zuweilen eben so, als wenn wir uns einer eigentlichen Pflicht und Verbindlichkeit zu dessen Realisirung bewußt wären. — Aus diesen und ähnlichen Verwechslungen und Unbestimmtheiten der Ausdrücke wird es begreiflich, wie der große Denker so häufig konnte misverstanden werden.

Am deutlichsten sind, meiner Meinung nach, die Hauptmomente des moralischen Beweises für

Universitätsbibliothek Augsburg

Gottes Daseyn und für die Unsterblichkeit der Seele in der Kritik der reinen Vernunft dargestellt. Ich führe die vornehmsten hierher gehörigen Stellen dieses Werks an, weil ich glaube, daß die spätern Schriften des berühmten Philosophen, wo er diese Materie behandelt, nicht wenig Licht aus denselben erhalten.

„Glückseligkeit allein, heißt es in der 2ten Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft S. 841, ist für unsre Vernunft bei weitem nicht das vollständige Gut. Sie billigt solche nicht, so sehr als auch Neigung dieselbe wünschen mag, wofern sie nicht mit der Würdigkeit, glücklich zu seyn, d. i. dem sittlichen Wohlverhalten, vereiniget ist. Sittlichkeit allein, und mit ihr die bloße Würdigkeit glücklich zu seyn, ist aber auch noch lange nicht das vollständige Gut. Um dieses zu vollenden, muß der, so sich als der Glückseligkeit nicht unwerth verhalten hatte, hoffen können, ihrer theilhaftig zu werden. Selbst die von aller Privatabsicht freie Vernunft, wenn sie, ohne dabei ein eigenes Interesse in Betracht zu ziehen, sich in die Stelle eines Wesens sezte, das alle Glückseligkeit andern auszutheilen hätte, kann nicht anders urtheilen; denn in der praktischen Idee sind beide Stücke wesentlich verbunden, ob zwar so, daß die moralische Gesinnung, als Bedingung, den Antheil an Glückseligkeit, und nicht umgekehrt, die Aussicht auf Glückseligkeit die moralische Gesinnung zuerst möglich macht. Denn im leztern Falle wäre sie

nicht

nicht moralisch, und also auch nicht der ganzen Glückseligkeit würdig, die vor der Vernunft keine andere Einschränkung erkennt, als die, welche von unserm eigenen unsittlichen Verhalten herrührt. Glückseligkeit also, in dem genauen Ebenmaaße mit der Sittlichkeit der vernünftigen Wesen, dadurch sie derselben würdig seyn, macht allein das höchste Gut einer Welt aus." — Vergleichen wir hiermit die Stelle S. 834. „Das praktische Gesez aus dem Bewegungsgrunde der Glückseligkeit nenne ich pragmatisch (Klugheitsregel); dasjenige aber, das zum Bewegungsgrunde nichts anders hat, als die Würdigkeit, glücklich zu seyn, moralisch (Sittengesez): das erstere räth, was zu thun sey, wenn wir der Glückseligkeit wollen theilhaftig; das zweite gebietet, wie wir uns verhalten sollen, um nur der Glückseligkeit würdig zu werden": — so erhellet aufs deutlichste, daß die Meinung hier nicht sey, als gebiete uns das moralische Gesez, die unsrer Sittlichkeit angemessene Glückseligkeit selbst zu realisiren. — S. 837 sagt er: „daß eben so wohl, als die moralischen Principien nach der Vernunft in ihrem praktischen Gebrauche nothwendig sind, eben so nothwendig sey es auch nach der Vernunft in ihrem theoretischen Gebrauche anzunehmen, daß jedermann die Glückseligkeit in demselben Maaße zu hoffen Ursache

 habe

habe, als er sich derselben in seinem Verhalten würdig gemacht hat. „Auf diese Grundbegriffe baut er nun weiter und argümentirt folgendermaßen. In einer ganz moralischen Welt, in deren Begriff von allen Hindernissen der Sittlichkeit abstrahirt wird, muß die der Moralität proportionirte Glückseligkeit als nothwendig mit der erstern verbunden gedacht werden, „weil die durch sittliche Gesetze theils bewegte, theils restringirte Freiheit selbst die Ursache der allgemeinen Glückseligkeit, die vernünftigen Wesen also selbst, unter Leitung solcher Principien, Urheber ihrer eigenen und zugleich anderer dauerhaften Wohlfart seyn würden. Aber dieses System der sich selbst lohnenden Moralität ist nur eine Idee, deren Ausführung auf der Bedingung beruht, daß jedermann thue, was er soll" — die folglich, sobald diese Bedingung wegfällt, auch nicht Statt findet. Da aber die Verbindlichkeit aus dem moralischen Gesetze für jedes besondern Gebrauch der Freiheit gültig bleibt, wenn gleich andere diesem Gesetze sich nicht gemäß verhielten; so ist weder aus der Natur der Dinge der Welt, noch der Causalität der Handlungen selbst und ihrem Verhältnisse zur Sittlichkeit bestimmt, wie sich ihre Folgen zur Glückseligkeit verhalten werden, und die angeführte nothwendige Verknüpfung der Hoffnung, glücklich zu seyn, mit dem unabläs-

sigen

sigen Bestreben, sich der Glückseligkeit würdig zu machen, kann durch die Vernunft nicht erkannt werden, wenn man bloß Natur zum Grunde legt, sondern darf nur gehofft werden, wenn eine höchste Vernunft, die nach moralischen Gesetzen gebietet, zugleich als Ursache der Natur zum Grunde gelegt wird. Ich nenne die Idee einer solchen Intelligenz, in welcher der moralisch vollkommenste Wille, mit der höchsten Seligkeit verbunden, die Ursache aller Glückseligkeit in der Welt ist, so fern sie mit der Sittlichkeit, als der Würdigkeit, glücklich zu seyn, in genauem Verhältnisse stehet, das Ideal des höchsten Guts. Also kann die reine Vernunft nur in dem Ideal des höchsten ursprünglichen Guts den Grund der praktisch-nothwendigen Verknüpfung beider Elemente des höchsten abgeleiteten Guts, nehmlich einer moralischen Welt antreffen." Die gegenwärtige Welt ist nicht diese moralische Welt; folglich werden wir sie als eine für uns künftige Welt annehmen müssen. — Auf diese Art fließt aus dem Sittengesetze, und dem mit demselben unzertrennlich verbundenen Vernunftanspruche auf eine der Tugend eines jeden angemessene Glückseligkeit der Glaube an die Gottheit, die, wie es an einem andern Orte heißt, „mit aller Zulänglichkeit einer obersten Ursache ausgerüstet, nach der vollkommensten Zweckmäßigkeit, die allgemei-

ne, obgleich in der Sinnenwelt uns sehr verborgene Ordnung der Dinge gründet, erhält und vollführet," — nebst der zuversichtlichen Erwartung eines ewigen Lebens. Davon aber, daß die Vernunft uns gebiete, das vollkommenste Gut zu realisiren, findet sich hier nichts. Die Vernunft sieht sich vielmehr bloß aus dem Grunde genöthigt, entweder einen allweisen Urheber und Regierer der Welt anzunehmen, oder selbst „die moralischen Gesetze als leere Hirngespinste anzusehen, weil der nothwendige Erfolg derselben (die der Sittlichkeit angemessene Glückseligkeit) den dieselbe Vernunft mit ihnen verknüpft (nicht durch ein Gebot an uns, sondern vermittelst einer Forderung für uns oder einer Verheißung) ohne jene Voraussetzung wegfallen müßte". Ohne Gott und eine künftige Welt also können, nach S. 841, die herrlichen Ideen der Sittlichkeit zwar Gegenstände des Beifalls und der Bewunderung, aber nicht Triebfedern des Vorsatzes und der Ausübung seyn, „weil sie nicht den ganzen Zweck, der einem jeden vernünftigen Wesen natürlich und durch eben dieselbe reine Vernunft a priori bestimmt und nothwendig ist, erfüllen," d. i. weil sie die der Moralität angemessene Glückseligkeit, als den praktisch-nothwendigen Effekt des Rechtverhaltens, nicht zur Wirklichkeit bringen. — In dieser ganzen Ausführung wird

die praktische Nothwendigkeit, welche der Harmonie der Glückseligkeit mit dem sittlichen Werthe eigen ist, deutlich genug, obgleich nicht immer mit ausdrücklichen Worten, unterschieden von derjenigen praktischen Nothwendigkeit, welche der Tugend zukommt. Die erstere beruht auf einer absoluten Vernunftforderung überhaupt, die leztere auf dem uns selbst verbindenden Sittengesetze. Sollten wir nicht berechtigt seyn, die zum Theil etwas dunkeln Vorstellungsarten und einige schwankende oder zweideutige Ausdrücke in den spätern Schriften des großen Mannes nach diesen Ideen auszulegen? — Ich will nur einige Stellen aus denselben anführen, um in wenigen Beispielen zu zeigen, wie nach den gedachten Grundbegriffen die tiefsinnigen Räsonnements des vortrefflichen Weltweisen erkläret werden können.

In der Kritik der praktischen Vernunft heißt es S. 219; „Die Bewirkung des höchsten Guts in der Welt ist das nothwendige Objekt eines durchs moralische Gesez bestimmbaren Willens.“ Ich verstehe dieses folgendermaßen. Da die eigentlich gesezgebende und die bloß postulirende Vernunft im Grunde ein und ebendasselbe Vermögen ist; so ist die Bestimmbarkeit durch die leztere dem menschlichen Willen eben so wesentlich, als dessen unmittelbare Abhängigkeit von der er-

stern. Es ist also eben so nothwendig, daß die Wirklichkeit des höchsten Guts, ob wir gleich dasselbe nicht selbst vollständig realisiren können, ein Objekt unsers rein-vernünftigen Wollens und Wünschens sey, als daß wir uns zu allem, was die Vernunft für schlechthin gut erklärt, verpflichtet achten, sobald wir uns dazu vermögend fühlen. Keines ist von dem andern zu trennen. Daher heißt es auch S. 205; „Da die Beförderung des höchsten Guts ein a priori nothwendiges Objekt unsers Willens ist, und mit dem moralischen Gesetze unzertrennlich zusammenhängt; so muß die Unmöglichkeit des erstern auch die Falschheit des zweiten beweisen. „Mit andern Worten: da es der rein-praktischen Vernunft nicht weniger wesentlich ist, die Realität des vollständigen höchsten Guts zu fordern, als uns Gesetze vorzuschreiben; so hängt jene Foderung mit dem moralischen Gesetze so unzertrennlich zusammen, daß, sobald die Unmöglichkeit des höchsten Guts erwiesen wäre, auch das Gesez als eingebildet und falsch erscheinen würde. — Was Kant hier ein nothwendiges Objekt des durchs moralische Gesez bestimmbaren Willens nennt, das heißt bei ihm an andern Orten „der nothwendige höchste Zweck eines moralisch-bestimmten Willens“ S. 207. Diese Ausdrücke scheinen aber nicht ganz so bequem und richtig,

als

als jene. Denn insofern der menschliche Wille durchs Moralgesez wirklich bestimmt ist, hat er nur das erste Bestandstück des höchsten Guts, die Sittlichkeit, zum Zwecke: das vollständige höchste Gut aber oder die Verbindung der Sittlichkeit mit der ihr angemessenen Glückseligkeit ist bloß Objekt, (nicht von dem Menschen selbst zu realisirender Zweck) des Willens, insofern derselbe durch rein-praktische Vernunft überhaupt bestimmbar ist. — S. 235. heißt es: es sey ein sich aufs Gesez gegründeter moralischer Wunsch, das höchste Gut zu befördern. Hier verstehe ich unter dem Gesetze nicht eigentliches Gebot, sondern das, was ich oben ein bloßes Fordern der Vernunft nannte. Und wenn er S. 242 sagt: das praktische Gesez gebiete die Existenz des höchsten Guts; so muß offenbar unter dem praktischen Gesetze die rein-praktische Vernunft überhaupt, die theils bloß postulirt, theils eigentlich gebietet, und unter dem Gebieten die unmittelbare Willensbestimmung durch Vernunft überhaupt verstanden werden. Denn daraus, daß, wie er ebendaselbst sehr richtig sagt, die Vernunft das höchste Gut, für praktisch-schlechthin-nothwendig erklärt, folgt nicht, daß sie uns dessen Realisirung gebiete. Eben so sind, meiner Meinung nach, alle die Stellen zu erklären, wo er sagt: es sey Pflicht für uns,

das höchste Gut zu befördern; und hieraus dann weiter folgert, daß dessen Hervorbringung auch möglich seyn müsse. Pflicht ist, nach obiger Auseinandersetzung, eigentlich nur die Beförderung der Moralität. Was aber die Bewirkung der Glückseligkeit bei uns und Andern betrifft; so sind wir zwar auch zu dieser aus mehrern Gründen verbunden: aber die Realisirung der Angemessenheit derselben zur Sittlichkeit, worauf es doch hier hauptsächlich ankommt, geht weit über unsre Kräfte, und kann uns daher auch nicht geboten seyn. Gleichwohl ist sie ein durch rein-praktische Vernunft, als postulirendes Vermögen, (nicht durchs moralische Gesez, wie es S. 227 heißt) uns aufgegebenes Objekt, d. i. mit dem Bewußtseyn, daß es unsre Pflicht sey, recht zu handeln, ist der unmittelbar aus rein-praktischer Vernunft entsprungene Wunsch, daß jene Angemessenheit wirklich werde, so innig vereinigt, daß, Falls dieser Wunsch unerfüllbar und eitel wäre, wir auch anzunehmen berechtigt seyn würden, daß es mit dem Pflichtgefühle selbst eben so beschaffen sey. Nun aber ist die Gültigkeit des Gesetzes über allen Zweifel erhaben; folglich dürfen wir auch zuversichtlich annehmen, daß die von der Vernunft für praktisch-nothwendig erklärte Uebereinstimmung der Glückseligkeit mit der Sittlichkeit keine

leere

leere Einbildung sey, sondern dereinst gewiß werde realisirt werden. Und hierauf beruhet denn der Glaube an Gottes Daseyn, als an die einzige Bedingung, unter der uns diese Realisirung denkbar ist.

Auch diejenigen Vorstellungsarten, welche in der Kritik der Urtheilskraft vorkommen, scheinen nach eben diesen Ideen erklärt werden zu können. „Das moralische Gesez, heißt es S. 418, als formale Vernunftbedingung des Gebrauchs unsrer Freiheit, verbindet uns für sich allein, ohne von irgend einem Zwecke, als materialer Bedingung, abzuhängen: aber es bestimmt uns doch auch, und zwar a priori, einen Endzweck, welchem nachzustreben es uns verbindlich macht; und dieser ist das höchste durch Freiheit mögliche Gut in der Welt. „Ich wage es, durch nähere Bestimmung einiger Ausdrücke, diese Stelle folgendermaßen zu erklären. Dasjenige, was uns das höchste Gut als Objekt unsers Wollens und Wünschens (nicht eigentlich als Endzweck) bestimmt, ist die rein-praktische Vernunft überhaupt, theils als postulirendes, theils als gesezgebendes Vermögen, welches hier wahrscheinlich unter dem Ausdrucke „moralisches Gesez“ verstanden wird. Denn wenn uns das Gesez einen von der Sittlichkeit verschiedenen Endzweck bestimmte und uns geböte, demselben nachzustreben;

so

so könnte vorher nicht gesagt seyn daß uns das Moralgesez für sich allein, ohne von irgend einem Zwecke abzuhängen, verbinde. Zur Tugend macht uns die gesezgebende Vernunft allerdings verbindlich: aber zu dem, was in Vereinigung mit der Tugend das höchste Gut ausmacht, zu der dem sittlichen Werthe angemessenen Glückseligkeit, findet für uns keine Verbindlichkeit, also auch kein eigentliches Streben, wohl aber ein von der Vernunft unmittelbar bewirktes Wollen und Wünschen Statt. „Das höchste in der Welt mögliche und, soviel an uns ist, als Endzweck zu befördernde physische Gut, fährt er S. 419 fort, ist Glückseligkeit, unter der objektiven Bedingung der Einstimmung des Menschen mit dem Gesetze der Sittlichkeit, als der Würdigkeit glücklich zu seyn. Diese zwei Erfordernisse des uns durch das moralische Gesez aufgegebenen Endzwecks (ich würde lieber sagen: des uns durch rein-praktische Vernunft vorgesteckten Willensobjekts) können wir aber, nach allem unserm Vernunftvermögen, als durch bloße Naturursachen verknüpft, und der Idee des gedachten Endzwecks angemessen, unmöglich uns vorstellen. Also stimmt der Begriff von der praktischen Nothwendigkeit eines solchen Zwecks durch die Anwendung unserer Kräfte, nicht mit dem theoretischen Begriffe von der physischen Möglichkeit

der Bewirkung desselben zusammen, wenn wir mit unserer Freiheit keine andere Caussalität eines Mittels, als die der Natur, verknüpfen." Was heißt dieses anders, als: Es geht nach aller unsrer Vernunfteinsicht über unsre Kräfte, dieses aus den beiden genannten Elementen bestehende Willensobjekt zu realisiren, so praktisch-nothwendig solches auch nach dem Ausspruche unsers rein-praktischen Vermögens ist? Es soll wirklich werden, aber wir können es nicht wirklich machen; woraus denn folgt, daß wir auch nicht dazu verbunden sind, so sehr wir es auch wünschen müssen. — Aus dem bisher angeführten schließt Kant nun weiter S. 419: „Folglich müssen wir eine moralische Weltursache, einen Welturheber annehmen, um uns, gemäß dem moralischen Gesetze, einen Endzweck vorzusetzen, und, so weit als das leztere nothwendig ist, so weit, d. i. in demselben Grade und aus demselben Grunde, ist auch das erstere nothwendig anzunehmen; nehmlich, es sey ein Gott. „Die „Worte: um uns — — vorzusetzen" erkläre ich so: um, gemäß der unbedingten Vernunftforderung, daß das höchste Gut wirklich werden solle, dessen Möglichkeit und zu erwartende Realität voraussetzen zu können. Zur Erläuterung fügt er S. 420 hinzu: „Dieser Beweis will nicht sagen: es ist eben so nothwendig das Daseyn Gottes

tes anzunehmen, als die Gültigkeit des moralischen Gesetzes anzuerkennen, mithin der, welcher sich vom letztern nicht überzeugen kann, könne sich von den Verbindlichkeiten nach dem erstern los zu seyn urtheilen. Nein! nur die Beabsichtigung des durch die Befolgung des erstern zu bewirkenden Endzwecks in der Welt, einer mit der Befolgung der moralischen Gesetze harmonisch zusammentreffenden Glückseligkeit vernünftiger Wesen, als das höchste Weltbeste; müßte alsdann aufgegeben werden.“ Auch hier wird mir alles klar, wenn es anstatt: die Beabsichtigung — — Welt“ hieße: die mit dem Pflichtgefühle innigst verbundene Erwartung der Realisirung des uns durch rein-praktische Vernunft aufgegebenen Willensobjekts, nehmlich der genauesten Zusammenstimmung des Wohlseyns und der Tugend. Zwar ist, wie Kant im gleich folgenden sagt, das eine Erfordernis des Endzwecks (des Willensobjekts) wie ihn die praktische Vernunft dem Weltwesen vorschreibt, (die Glückseligkeit) ein in sie durch ihre Natur, als endlicher Wesen, gelegter unwiderstehlicher Zweck, oder ein unabweisliches Naturbedürfnis: ja es ist sogar Pflicht, unsere und Anderer Glückseligkeit, nach Maaßgabe des Moralgesetzes zu befördern. Aber daß sie einem jeden genau in dem Grade zu Theil werde, welcher seiner sittlichen Würdigkeit

ange.

angemessen ist (und auf diese Angemessenheit kommt es als auf die Hauptsache an, insofern die Glückseligkeit ein Bestandstück des vollkommensten Gutes ausmachen soll,) dieses kann von uns in unserm Verhalten weder beabsichtigt werden, noch uns durch Moralgesez vorgeschrieben seyn, weil es uns zu bewirken unmöglich ist. Ich lasse es bei diesen wenigen Stellen aus der Kritik der Urtheilskraft bewenden, weil ich glaube, daß das hier gesagte hinlänglich sey, um zur Anleitung zu dienen, wie die ganze in dem gedachten Werke befindliche Ausführung dieser Materie den von mir oben angegebenen Begriffsbestimmungen angepaßt und nach denselben erklärt werden könne.

Es sey mir erlaubt, eben diese Auslegungsregeln auch auf einige Hauptstellen der Kantischen Schrift: „die Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft“ anzuwenden. S. 1. der Vorrede heißt es: „Die Moral, sofern sie auf dem Begriffe des Menschen, als eines freien, eben darum aber auch sich selbst durch seine Vernunft an unbedingte Gesetze bindenden Wesens, gegründet ist, bedarf weder der Idee eines andern Wesens über ihm, um seine Pflicht zu erkennen, noch einer andern Triebfeder, als des Gesetzes selbst, um sie zu beobachten.“ — „Sie bedarf also zum Behuf ihrer selbst — keinesweges der Religion, sondern, vermöge der reinen

praktischen Vernunft ist sie sich selbst genug. Denn da ihre Gesetze durch die bloße Form der allgemeinen Gesetzmäßigkeit der darnach zu nehmenden Maximen, als oberster selbst unbedingter Bedingung aller Zwecke, verbinden; so bedarf sie überhaupt gar keines materialen Bestimmungsgrundes der freien Willkühr, das ist, keines Zwecks, weder, um was Pflicht sey, zu erkennen, noch dazu, daß sie ausgeübt werde, anzutreiben: sondern sie kann gar wohl und soll, wenn es auf Pflicht ankommt, von allen Zwecken abstrahiren." Mit andern Worten: Was Recht und Pflicht sey, erkennen wir ursprünglich bloß aus der Vernunft und bedürfen dazu keineswegen der Voraussetzung eines höhern gesetzgebenden Wesens, oder des Begriffs von irgend einem außer der Vernunft liegenden durch Tugend zu erreichenden Zwecke: und um das, was wir für Recht und Pflicht erkennen, zu beobachten, sind wir eben so wenig der Idee von einem außer uns liegenden Zwecke benöthigt; denn der einzige Endzweck, den wir, wofern unsere Tugend ächt seyn soll, vor Augen haben dürfen und vor Augen haben sollen, ist unser eigener innerer sittlicher Werth, nicht die Wirklichmachung irgend eines außer uns denkbaren Objekts. Nun fährt der Verfasser S. 5 weiter fort: "Ob zwar aber die Moral zu ihrem eigenen Behuf keiner Zweckvor-

stel-

stellung bedarf, die vor der Willensbestimmung vorhergehen müßte, so kann es doch wohl seyn, daß sie zu einem dergleichen in nothwendiger Beziehung stehe, nehmlich nicht als auf den Grund, sondern als auf die nothwendigen Folgen der Maximen, die jenen (vielleicht jener, der Moral) gemäß genommen werden. Denn ohne alle Zweckbeziehung kann gar keine Willensbestimmung im Menschen Statt finden, weil sie nicht ohne alle Wirkung seyn kann, deren Vorstellung, wenn gleich nicht als Bestimmungsgrund der Willkühr und als ein in der Asicht vorhergehender Zweck, doch als Folge von ihrer Bestimmung durchs Gesetz zu einem Zwecke muß aufgenommen werden können, finis in consequentiam veniens, ohne welchen eine Willkühr, die sich keinen, weder objektiv noch subjektiv bestimmten Gegenstand, den sie hat oder haben sollte, zur vorhabenden Handlung hinzudenkt, zwar wie sie, aber nicht wohin sie zu wirken habe, angewiesen, sich selbst nicht Gnüge thun kann.« Es ist sehr wahr, was der vortreffliche Mann hier sagt, daß ohne alle Zweckbeziehung gar keine Willensbestimmung, folglich auch keine moralische, Statt finden könne. Nun fragt sich: was für ein Zweck ist es, dessen Vorstellung wir bei unserm Rechtverhalten bedürfen? Ich antworte meiner Ueberzeugung nach: unsere eigene sittliche Güte selbst und deren Bewußtseyn

 (nicht

(nicht etwa das vollständige höchste Gut) ist der bei allem unsern Rechthandeln, nicht bloß als Folge der moralischen Willensbestimmung aufgenommene, sondern in der Absicht vorhergehende Zweck. Diesem in unserer eigenen vernünftigen Natur liegenden Zwecke gebietet uns die Moral nachzustreben, und hierdurch weist sie uns an nicht nur wie, sondern auch wohin wir zu wirken haben. Dasjenige Objekt aber, zu welchem, wie es hier heißt, die Moral in nothwendiger Beziehung stehet, nicht als zum Grunde, sondern als zur nothwendigen Folge der moralischen Maximen (vielleicht bestimmter: der Idee von Sittlichkeit) ist das vollständige höchste Gut. Dieses verstehe ich so: das höchste Gut ist zwar nicht das, was uns durchs Gesetz zu realisiren geboten ist oder was bei unserm Rechtverhalten beabsichtigt werden darf: aber es steht doch gleichwohl mit der Moral, insofern in nothwendiger und wesentlicher Verbindung, weil die Vernunft, indem sie uns das Sittengesetz vorschreibt, mit gleicher Strenge auch die der Sittlichkeit angemessene Glückseligkeit fordert. Das höchste Gut ist demnach ein Vernunftobjekt, das, nach S. 6, „aus der Moral hervorgeht," oder wie es S. 8 heißt, „ein Zweck (Objekt) welchen sich zu machen schon sittliche Grundsätze (wenigstens die Idee von Sittlichkeit) vorausgesetzt." Denn wir würden von

dem

dem vollkommensten Gute, der Zusammenstimmung der Glückseligkeit mit der Sittlichkeit, gar keinen Begriff haben und solches auch nicht wünschen und fordern können, wenn uns nicht die Idee von Sittlichkeit durch die Vernunft, als gesetzgebendes Vermögen, gegeben wäre. Dieses höchste Gut ist zwar, nach S. 7. „nur eine Idee von einem Objekte, zu dessen Möglichkeit (möglicher Realisirung) wir ein höheres, moralisches, heiligstes und allvermögendes Wesen annehmen müssen, das allein beide Elemente desselben vereinigen kann; aber diese Idee ist, praktisch betrachtet, doch nicht leer, weil sie unserm natürlichen Bedürfnis, zu allem unserm Thun und Lassen im Ganzen genommen irgend einen Endzweck, der von der Vernunft gerechtfertigt werden kann, zu denken, abhilft, welches sonst ein Hindernis der moralischen Entschließung seyn würde. „Ich würde sagen: weil eben die praktische Vernunft die uns das Moralgesetz giebt, so fest auf der Forderung der Realisirung jener Idee beharret, daß, wofern das Gesez selbst, dessen Gültigkeit doch über jeden Zweifel erhaben ist, sein Ansehen und seine Wirksamkeit auf unsern Willen nicht verlieren soll, wir das höchste Gut nothwendig, für etwas mehr, als für eine leere Einbildung halten, d. i. für etwas reelles ansehen müssen. Und „so führet, nach S. 9, Moral unum-

unumgänglich zur Religion, wodurch sie sich zur Idee eines machthabenden moralischen Gesetzgebers außer dem Menschen erweitert, in dessen Willen dasjenige Endzweck der Weltschöpfung ist, was zugleich der Endzweck (das vollständige Objekt der rein-praktischen Vernunft) des Menschen seyn kann und soll."

Doch ich breche hier ab: das philosophische Publikum mag beurtheilen, ob die Wahrheit, oder wenigstens die Allgemeinverständlichkeit derselben durch die Art und Weise, wie ich die dunklern Stellen in den Schriften des berühmten Mannes aufzuklären versucht habe, viel oder wenig gewinne. Ich werde zufrieden seyn, wenn es mir nur gelungen seyn sollte, auf die schwierigsten Punkte und auf die wenigstens scheinbaren Abweichungen in Vorstellungen und Ausdrücken, die sich, was diese Materie betrifft, in den verschiedenen Kantischen Werken finden, etwas grössere Aufmerksamkeit zu erwecken, als diesem Gegenstande bisher gewidmet worden zu seyn scheint. Denn, so viel ich weiß, ist noch nichts ausführliches und befriedigendes öffentlich gesagt worden.

Ich schließe diesen Anhang mit einigen Bemerkungen über die Deduktion der Religion, welche sich in dem „Versuch einer Kritik aller Offenbarung" findet. S. 2 (im Anfang des § 2) heißt es: „Es ist durch die Gesezgebung der Vernunft

nunft, schlechthin a priori, und ohne Beziehung auf irgend einen Zweck, ein Endzweck aufgegeben; nehmlich das höchste Gut, d. i. die höchste sittliche Vollkommenheit, vereint mit der höchsten Glückseligkeit." Unter dem Ausdrucke „Gesetzgebung der Vernunft" verstehe ich hier wieder nicht bloß das eigentliche an uns gerichtete Gesetz, sondern die rein-praktische Vernunft überhaupt, als ein theils eigentlich gebietendes, theils blos postulirendes Vermögen. Wenn es daher gleich darauf heißt „Wir sind durch das Gebot nothwendig bestimmt, diesen Endzweck zu wollen; so würde ich statt „Gebot" sagen: rein-praktische Natur, und statt Endzweck" Vernunftobjekt. „Aber wir können, fährt der scharfsinnige Verfasser S. 3 fort, nach theoretischen Gesetzen, unter denen alle unsere Erkenntniß steht, weder seine Möglichkeit, noch seine Unmöglichkeit erkennen. Wollten wir ihn darum für unmöglich halten; so würden wir theils, schon in Rücksicht auf die theoretischen Gesetze, etwas ohne Grund annehmen, theils würden wir uns mit uns selbst in den Widerspruch setzen, etwas unmögliches zu wollen; oder wollten wir auch nur seine Möglichkeit oder Unmöglichkeit an ihrem Ort gestellt seyn lassen, und weder die eine noch die andere annehmen; so wäre dies eine völlige Gleichgültigkeit, die mit unserm ernsten Wollen dieses Endzwecks

nicht beisammen stehen kann. Es bleibt uns also nichts übrig, als an seine Möglichkeit zu glauben, d. h. dieselbe anzunehmen, nicht durch objektive Gründe gedrungen, sondern durch die nothwendige Bestimmung unsers Begehrungsvermögens, seine Wirklichkeit zu wollen, bewogen. Nehmen wir die Möglichkeit dieses Endzwecks (Objekts der rein-praktischen Vernunft) an, so können wir, ohne die höchste Inkonsequenz, nicht umhin, auch alle die Bedingungen anzunehmen, unter denen allein sie uns denkbar ist." — „Wir endliche vernünftige Wesen (S. 4) sollen zwar, in Absicht unserer vernünftigen Natur, lediglich durch das Moralgesetz bestimmt werden: unsere sinnliche Natur aber, die auf unsere Glückseligkeit einen großen Einfluß hat, wird nicht durch dieses, sondern durch ganz andere Gesetze bestimmt. Unsere Vernunft soll zwar den einen Theil des höchsten Guts (die Sittlichkeit) in uns hervor bringen; den zweiten aber (die der Sittlichkeit angemessene Glückseligkeit) vermag sie nicht zu realisiren, weil das, wovon er abhängt, nicht unter ihrer Gesetzgebung steht. Soll nun dieser zweite Theil, mithin das ganze höchste Gut, in Rücksicht auf endliche vernünftige Wesen, nicht gänzlich als unmöglich aufgegeben werden, welches doch unsrer Willensbestimmung widersprechen würde; so müssen wir, so gewiß wir anneh-

nehmen müssen, daß die Beförderung des Endzwecks des Moralgesetzes (des vollständigen Vernunftobjekts) in uns möglich sey, auch annehmen, daß die sinnliche Natur unter dem Gebiete irgend einer vernünftigen Natur, wenn auch gleich nicht der unsrigen, stehe, und daß ein Wesen sey, das von der sinnlichen Natur nicht nur selbst unabhängig sey, sondern von dem sie vielmehr abhänge; und da dieses Abhängigkeit vom Moralgesetze seyn soll, so muß dieses Wesen gänzlich durch das Moralgesetz bestimmt seyn. So ein Wesen ist aber der mit der angenommenen Möglichkeit des Endzwecks des Moralgesetzes (des vollständigen Objekts der rein-praktischen Vernunft) unmittelbar angenommene Gott. Es muß ein ganz heiliges, ganz seliges, allmächtiges Wesen geben. Dieses Wesen muß, vermöge der Anforderung des Moralgesetzes an ihn, jenes völlig gleiche Verhältnis zwischen der Sittlichkeit und der Glückseligkeit endlicher vernünftiger Wesen hervorbringen, da es nur durch und in ihm ist, daß die Vernunft über die sinnliche Natur herrscht" u. s. w. Auch nach diesem Verfasser thut also die Vernunft Anforderung, das vollständige höchste Gut zu realisiren, an Gott, nicht an uns, weil, wie es oben heißt, wir den zweiten Theil desselben, die mit der Sittlichkeit harmonirende Glückseligkeit, nicht wirklich zu machen

 ver-

vermögen. S. 6, wird Gott der Exekutor des Moralgesetzes (der vollständigen Forderung der rein-praktischen Vernunft) genennet, der Allwissenheit besitzen müsse, um den Grad der Moralität jedes Wesens, als den Maaßstab, nach welchem die Austheilung der Glückseligkeit an vernünftige Wesen geschehen müsse, zu erkennen, u. s. w. — S. 9 kommt noch folgende merkwürdige Wendung vor: „Der Begriff von etwas, das schlechthin recht ist, d. i. von der nothwendigen Congruenz des Grades der Glückseligkeit eines vernünftigen Wesens mit dem Grade seiner sittlichen Vollkommenheit, ist in unserer Natur, unabhängig von Naturbegriffen, und von der durch dieselben mögliche Erfahrung, a priori da.“ Recht heißt hier offenbar so viel als an sich oder absolut gut. Dieser Begriff faßt aber nicht bloß die Sittlichkeit sondern auch die mit dieser congruirende Glückseligkeit unter sich. Denn die Vernunf erklärt es mit eben der Bestimmtheit und Evidenz für recht, daß einem jeden das wiederfahre, dessen er vermöge seiner sittlichen Beschaffenheit würdig ist, als daß ein jeder das Moralgesetz befolge. Daher fährt der Verfasser S. 11 fort: „Die Erfahrung bestätigt es allgemein, daß wir auf gewisse Gegenstände nothwendig diesen Begriff (von dem was recht ist) anwenden, und die Uebereinstimmung derselben mit ihm unabläßlich verlangen. So sind wir in der

Welt

Welt der Dichtungen, im Trauerspiele oder Romane, nicht eher befriedigt, bis wenigstens die Ehre des unschuldigverfolgten gerettet und seine Unschuld anerkannt, der ungerechte Verfolger aber entlarvt ist, und die gerechte Strafe erlitten hat, so angemessen es auch dem gewöhnlichen Laufe der Dinge in der Welt seyn mag, daß dies nicht geschehe; zum sichern Beweise, daß wir es nicht von uns erhalten können, dergleichen Gegenstände, wie die Handlungen moralischer Wesen und ihre Folgen sind, bloß nach der Causalität der Naturgesetze zu betrachten; sondern daß wir sie nothwendig mit dem Begriffe des Rechts vergleichen müssen. Wir sagen in solchen Fällen, das Stück sey nicht geendigt; und eben so wenig können wir bei Vorfällen in der wirklichen Welt, wenn wir z. B. den Bösewicht im höchsten Wohlstande mit Ehre und Gut gekrönt, oder den Tugendhaften verkannt, verfolgt und unter tausend Martern sterben sehen, uns befriedigen, wenn nun alles aus und der Schauplatz auf immer geschlossen seyn soll. Unser Wohlgefallen an dem, was recht ist, ist also keine bloße Billigung, sondern es ist mit Interesse verbunden „(d. h. wie sich der Verfasser weiter oben ausdrückt, „der Begriff des Sollens zeigt schon an sich eine Bestimmung des Begehrungsvermögens an, das Daseyn eines gewissen Objekts zu wollen.“) — „Die Bestimmung

mung des Begehrungsvermögens durch das Moralgesetz (rein-praktische Vernunft überhaupt,) das Recht zu wollen, soll eine Caussalität haben, es wenigstens zum Theil wirkich hervor zu bringen. Wir sind unmittelbar genöthigt, das Recht in unserer eigenen Natur (sittliche Vervollkommung,) als von uns abhängig zu betrachten; und wenn wir etwas dem Begriffe desselben widerstreitendes in uns entdecken; so empfinden wir — — Reue, Schaam, Selbstverachtung. In Absicht des Rechts in uns fordert also das Moralgesetz in uns schlechterdings eine Caussalität zur Hervorbringung desselben; in Absicht desselben außer uns aber kann es dieselbe nicht geradezu fordern, weil wir dasselbe nicht als unmittelbar von uns abhängig betrachten können. In Absicht des letztern also wirkt das Moralgesetz in uns ein bloßes Verlangen des Rechts, aber kein Bestreben, es hervorzubringen. Dieses Verlangen des Rechts außer uns, d. i. einer dem Grade unserer Moralität angemessenen Glückseligkeit, ist wirklich durch das Moralgesetz entstanden. Glückseligkeit zwar überhaupt zu verlangen ist ein Naturtrieb; diesem gemäß aber verlangen wir sie unbedingt, uneingeschränkt, und ohne die geringste Rücksicht auf etwas außer uns; mit Moralbegriffen aber, d. i. als vernünftige Wesen, bescheiden wir uns bald, gerade nur dasjenige

Maaß

Maaß derselben verlangen zu können, dessen wir werth sind, und diese Einschränkung des Glückseligkeitstriebes ist unabhängig von aller religiösen Belehrung selbst der ununterrichtesten Menschheit tief eingeprägt, der Grund aller Beurtheilung über die Zweckmäßigkeit der menschlichen Schicksale, und jenes eben unter dem unbelehrtesten Theile der Menschheit am meisten ausgebreiteten Vorurtheils, daß der ein vorzüglich böser Mensch seyn müsse, den vorzüglich traurige Schicksale treffen. Dieses Verlangen aber ist so wenig weder müßig, —— noch unberechtigt, daß vielmehr das Moralgesetz das Recht in uns zur Bedingung des Rechts außer uns macht: das heißt nicht soviel, als ob es nur unter der Bedingung Gehorsam von uns verlange, wenn wir die demselben angemessene Glückseligkeit erwarten dürfen — denn es gebietet ohne alle Bedingung — sondern, daß es uns alle Glückseligkeit nur als Bedingung (ohne Zweifel steht hier durch einen Druckfehler „als Bedingung“ statt unter der Bedingung) unsers Gehorsams möglich darstellt; das Gebot nehmlich ist das Unbedingte, die Glückseligkeit aber das dadurch Bedingte“ u. s. w. Nach diesen und ähnlichen Aeßerungen, die mit meinen obigen Vorstellungen in der Hauptsache vollkommen übereinstimmen, war mir aber folgendes S. 15 unerwartet und nicht ganz verständ-

ständlich: Wenn die Regel des Rechts (in uns und außer uns) nie allgemein geltend werden weder würde noch könnte (d. i. wie der Verfasser diese Redensart selbst erklärt, wenn die dem Grade der Moralität jedes vernünftigen Wesens völlig angemessene Glückseligkeit etwas unmögliches wäre;) so bliebe zwar darum immer jene Forderung der Caussalität des Moralgesetzes zur Hervorbringung des Rechts in uns (der Sittlichkeit,) als Factum da, aber es wäre schlechterdings unmöglich, daß sie in Concreto, in einer Natur wie die unsrige, erfüllt werden könnte. Denn sobald wir bei einer moralischen Handlung uns nur fragten: Was mache ich doch? so müßte unsre theoretische Vernunft uns antworten: ich ringe etwas schlechthin unmögliches möglich zu machen, ich laufe nach einer Schimäre, ich handle offenbar unvernünftig; und, sobald wir wieder auf die Stimme des Gesetzes hörten, müßten wir urtheilen: ich denke offenbar unvernünftig, indem ich dasjenige, was mir schlechthin als Princip aller meiner Handlungen aufgestellt ist, für unmöglich erkläre. Folglich wäre in diesem Zustande, so fortdaurend auch die Forderung des Moralgesetzes, eine Caussalität in uns zu haben, bliebe, eine fortgesetzte Erfüllung derselben nach Regeln schlechterdings unmöglich" u. s. w. Das Moralgesetz gebietet ohne alle Bedingung; es

kann

kann aber nichts schlechterdings unmögliches gebieten (ein Grundsatz, aus dem bekanntlich die moralische Freiheit sehr richtig hergeleitet wird;) folglich kann, unter keinerlei Umständen, ein unbedingter Gehorsam gegen das Gesetz etwas schlechthin unmögliches seyn. Doch hiervon abgesehen, so entdeckt sich eine andere noch bedeutendere Schwierigkeit. Der Verfasser hatte vorher ausdrücklich gesagt, nur in Absicht des Rechts *in uns* fordere das Moralgesetz in uns schlechterdings eine Caussalität zur Hervorbringung desselben, in Absicht desselben *außer uns* aber könne es dieselbe nicht geradezu fordern, weil wir dasselbe nicht als unmittelbar von uns abhängig betrachten können: in Absicht des letztern also wirke das Moralgesetz in bloßes Verlangen des Rechts, aber kein **Bestreben** es hervorbringen. Und hier wird nun gesagt, daß, insofern wir dem Moralgesetze Folge leisten, wir *ringen*, die der Sittlichkeit angemessene Glückseligkeit möglich (vermuthlich soll es heißen wirklich) zu machen, und daß diese Wirklichmachung als Princip aller unserer Handlungen aufgestellt sey. Dieses kann nach meiner Einsicht nichts anders heißen, als: das Recht außer uns (die Harmonie zwischen Sittlichkeit und Glückseligkeit) ist eben so wohl wie das Recht in uns (die Sittlichkeit für sich) der Gegenstand, welchen zu realisiren, oder der Zweck, welchem nachzustreben

uns

uns durchs Moralgesetz geboten ist; welches alles doch vorher war geläugnet worden: denn es hieß ja ausdrücklich, daß das Gesetz die Hervorbringung des Rechts außer uns nicht von uns fordere, und daß es folglich ein bloßes Verlangen desselben wirke, aber kein Bestreben es hervorzubringen. Mir ist es unmöglich dieses alles zu vereinigen. Auch hier scheint, wie in manchen Kantischen Stellen, das bloße Fordern der rein-praktischen Vernunft überhaupt von dem eigentlichen Gebote der gesetzgebenden Vernunft, und das Objekt des durch Vernunft überhaupt unmittelbar bestimmten Willens (das höchste Gut) von demjenigen eigentlichen Endzwecke der Moral (der sittlichen Vollkommenheit) nicht deutlich genug unterschieden zu seyn. Nach meiner Ueberzeugung fordet das Moralgesetz von uns bloß nach der Hervorbringung des Rechts in uns zu streben; und dieses wär auch in dem Falle der Unmöglichkeit des Rechts außer uns an sich und schlechthin möglich. Weil aber die Vernunft das Recht außer uns eben so bestimmt und unbedingt fordert, als das Recht in uns; so würde, durch die theoretisch geleugnete oder auch nur bezweifelte Möglichkeit des Rechts außer uns, das praktische Ansehen des Vernunftvermögens überhaupt in dem Grade Abbruch leiden, daß selbst die Befolgung ihres eigentlichen Gesetzes, wo nicht schlechthin unmöglich, doch

für

für Wesen, wie wir sind, subjektiv unausführbar seyn müßte. Und hierauf gründet sich denn das praktische Bedürfnis der Religion: denn die Vernunft, wofern sie nicht an der Erreichung ihres eigentlichen Endzwecks, der sittlichen Vervollkommnung, verzweifeln will, sieht sich unumgänglich genöthigt, das Daseyn eines Wesens vorauszusetzen, daß es sich selbst eben so zum Gesetze macht, das Recht außer uns zu realisiren, wie wir verbunden sind, das Recht in uns zur Wirklichkeit zu bringen, d. i. moralisch-gute Menschen zu werden.

Vielleicht bin ich für viele meiner Leser zu weitläuftig geworden. Wer aber Sinn und Interesse für die höchst wichtigen Gegenstände dieser Untersuchung hat, und alles übelzusammenhängende oder dunkle, und alles, was dem unbefangenen Prüfer Anstoß verursachen könnte, aus der auf moralischen Gründen der Religionslehre immer mehr entfernt zu sehen wünscht, der wird wenigstens das zugeben, daß Erörterungen dieser Art noch lange nicht unter die überflüßigen Arbeiten gehören. Ob durch meine gegenwärtige Bemühung die gute Absicht, die ich dabey gehabt habe, einigermaßen werde erreicht werden, dies überlasse ich ruhig dem Urtheile des Publikums. — Ich würde mich dann schon glücklich schätzen,

 wenn

wenn ich durch meine freimüthigen Bemerkungen Andern Veranlassung gäbe, das, was mir in den Werken der genannten berühmten Männer nicht ganz deutlich und konsequent scheint, auf eine völlig befriedigende Art zu erklären. Gern will ich mir es öffentlich sagen lassen, daß es mir an Scharfblick und an Tiefe der Einsicht in den wahren Sinn und Zusammenhang der bemerkten schwierigen Stellen fehle, wofern ich nur eines Bessern belehrt werde und die Wahrheit überhaupt dadurch gewinnt.

II.

Ueber den Saz des Optimismus: daß diese Welt die beste sey.

Undique omni ratione concluditur mente consilioque divino omnia in hoc mundo ad salutem omnium conservationemque admirabiliter administrari. Quaeret quispiam, cuiusnam caussa tantarum rerum molitio facta sit: arborumne et herbarum? quae quamquam sine sensu sunt, tamen a natura sustinentur: at id quidem absurdum est. An bestiarum? Nihilo Probabilius, deos mutarum et nihil intelligentium caussa tantum laborasse. Quorum igitur caussa quis dixerit, effectum esse mundum? Eorum scilicet animantium, quae ratione utuntur: hi sunt dii et homines, quibus profecto nihil est melius. Ratio est enim, quae praestat omnibus: ita fit credibile, deorum et hominum caussa factum esse mundum, quaeque in eo sint omnia.

Cicero.

Keine philosophische Behauptung ist wohl öfter misverstanden, härter angegriffen und bitterer verspottet worden, als die: „daß diese Welt un-

unter allen nur möglichen Welten die beste sey.“ Und dennoch ist und bleibt die Wahrheit dieses Satzes in mehreren Rücksichten für uns von der größten Wichtigkeit. Wie manchesmal würde unser Nachdenken über den so verwickelten Gang der irrdischen Dinge und über dieses Gedränge großer Weltveränderungen, — wo oft menschlicher Scharfblick mit aller Anstrengung auf keinen erwünschten Ausgang hinaus zusehen vermag, — in Verwirrung gerathen und gleichsam gänzlich stocken, wenn wir die Voraussetzung aufgeben müßten, daß diese Ordnung der Dinge und diese Folge von Begebenheiten im Ganzen doch die beste, mithin jeder Theil dieses Ganzen, er sey so groß oder so klein als er wolle, und jedes Glied dieser unabsehbaren Kette von Veränderungen an seiner rechten Stelle und höchst zweckmäßig sey! — Und wie oft würde Kleinmuth unsre Seele niederdrücken, ja selbst unser Glaube an die Tugend wanken, wenn wir dem Gedanken entsagen müßten, daß diese Einrichtung des Weltganzen von einer unbegränzten Weisheit herrühre, welche durch alles, was ist und was geschieht, die vortrefflichsten Zwecke zu erreichen suche! — Eine wiederholte Untersuchung: ob und wiefern sich für obigen Satz des Optimismus hinlängliche Gründe finden, und ob selbige im Gebiete der theoretischen oder der prak-

praktischen Vernunft zu suchen seyen, kann daher nicht überflüßig scheinen.

Man hat es auf verschiedenen Wegen versucht, aus theoretischen Gründen zu erweisen, daß diese Welt (d. i. dieses Ganze aller endlichen Dinge) unter allen an sich möglichen Welten die beste sey. Man gieng

erstlich von der Betrachtung der Weltwesen und ihrer wechselseitigen Verbindung, wodurch sie zu einem großen Ganzen werden, — also von Erfahrung — aus, und schloß von der vortrefflichen und bewundernswürdigen Einrichtung, Anordnung und Verknüpfung zwischen Ursachen und Wirkungen, Mitteln und Zwecken, die man allenthalben, so weit nur der menschliche Forschungsgeist zu sehen vermag, in der Welt entdeckte, auf einen höchst vollkommenen Urheber, Erhalter und Regierer aller Dinge; und dann wieder zurück von diesem auf die möglich größte Vollkommenheit seiner Werke. — Wer siehet aber nicht auf den ersten Blick, daß diese Art zu schließen, für sich allein betrachtet, der offenbarste Zweifel sey?

Wenn auch unsre Kenntniß von der physischen Welt noch viel tausendmal weiter reichte und der Blick des Beobachters noch vieltausendmal tiefer in die Natur und in den Zusammen-

hang der Dinge eindränge, als wirklich der Fall ist; wenn diese höchst bewundernswürdige Zweckmäßigkeit, die uns auch schon bei unsrer jetzigen sehr mangelhaften Kenntnis in Erstaunen setzt, sich desto herrlicher vor unsern Augen entwickelte, je mehr wir das unermeßliche Weltganze zu übersehen und je tiefer wir in die Verknüpfung und in den Zusammenhang der Dinge hineinzublicken uns fähig fühlten; wenn bei jedem Schritte unsrer Untersuchung, über die Verbindung der oft so auffallenden und befremdenden Erscheinungen, sich neue Gründe darböten, die uns berechtigten anzunehmen, daß jedes Uebel in der Welt die Bedingung größeres Guten, und jedes Leiden der empfindenden Wesen ein Mittel ihrer höhern Beglückung sey: — würde uns das alles für sich allein wohl hinlängliche Befugnis geben, diese Welt für die beste aller möglichen Welten und ihren Urheber für das vollkommenste aller denkbaren Wesen zu erklären? Müßten wir nicht, um zu dem erstern dieser Urtheile berechtigt zu seyn, uns alle mögliche Welten auf das vollständigste und deutlichste in ihrem gesammten Umfange und in ihrer ganzen Anordnung vorzustellen, und selbige mit dieser wirklich existirenden Welt, die wir ebenfalls auf das vollkommenste kennen müßten, zu vergleichen im Stande seyn? Werden aber endliche Wesen jemals zu diesem Umfange und zu dieser

ser Vollkommenheit der Erkenntnis gelangen? — Und wie dürfen wir, ohne uns einer tadelhaften Vermessenheit schuldig zu machen, die theoretisch-objektive Behauptung wagen, daß zur Hervorbringung, Erhaltung und Regierung eines Weltganzen, wie dieses ist, nicht etwa bloß eine sehr große Weisheit und Macht, sondern ein ganz gränzenloses Vermögen mit Allwissenheit verbunden, kurz, unendliche Realität und Vollkommenheit erforderlich sey?

Consequenter wenigstens ist

zweitens folgende kosmotheologische Schlußart, wodurch man den Satz des Optimismus darzuthun sucht:

„Die Welt muß einen von ihr verschiedenen „Urheber haben. Dieser muß schlechthin noth„wendig und von allen übrigen Dingen unab„hängig existiren. Er würde aber nicht noth„wendig und unabhängig existiren können, „wenn er nicht alle Realitäten in sich vereinig„te, oder nicht das allervollkommenste Wesen „wäre. Ist er aber dieses; so muß auch sein „Werk, die Welt, das allervortrefflichste und „beste seyn, welches sich nur denken läßt, und „wirklich werden konnte.“

 Wir

Wir wollen hier die von neuern Philosophen bemerkten schwachen Seiten dieser kosmotheologischen Schlußfolgerung nicht berühren. Wir wollen nicht fragen: ob die spekulative Vernunft für sich allein befugt sey, so weit über die Gränzen aller möglichen Erfahrung hinaus zu gehen, und ein absolut-nothwendiges Wesen — nicht etwa bloß zu denken, sondern — als wirklich existirende Weltursache anzunehmen, und demselben den höchsten Verstand, die vollkommenste Erkenntnis und Weisheit, eine unbegränzte Macht u. s. w. beizulegen. Ueber dieses alles sind schon von Andern die nöthigen Untersuchungen angestellt worden. Wir wollen gegenwärtig die ganze Schlußfolge gelten lassen, und nur zu erforschen suchen, ob man auf diesem Wege sicherer, als auf dem physikotheologischen, zu einem hinlänglich bestimmten Begriffe von dem, was man sich unter der besten Welt vorzustellen habe, und zu der Ueberzeugung, daß diese Welt wirklich die beste sey, gelangen könne.

Zugegeben also, daß es durch Schlüsse der theoretischen Vernunft aus kosmotheologischen Gründen befriedigend erwiesen werden könne, die Welt sey das Werk eines einzigen, ewig nothwendigen und allervollkommensten, mit unendlichem Verstande und ganz unbegränzter Macht begab-

ten Wesens: wie folgt hieraus die Wahrheit jener Behauptung des Optimismus? — Man pflegt den schon kürzlich dargelegten Beweis derselben ungefähr auf folgende Art weiter auszuführen.

„Besitzt der Weltschöpfer die größte nur denkbare Weisheit mit Allmacht vereinigt; so kann er nichts ohne Zweck thun, und jeder seiner Zwecke muß unter allen nur denkbaren Zwecken immer der vorzugswürdigste und vortrefflichste seyn, weil der Allweise das Bessere dem minder Guten unmöglich nachsetzen kann. Auch muß er zu jedem seiner Zwecke die tauglichsten oder zweckmässigsten Mittel wählen und wirklich anwenden: denn weil er allmächtig ist; so kann ihn Unvermögen nicht abhalten, von dem, was er für das Dienlichste zur Erreichung seiner Absichten hält, auch wirklich Gebrauch zu machen. Gott würde nicht die allerhöchste Vernunft besitzen, wenn er bei Erschaffung des Weltganzen nicht einen höchsten und letzten Zweck d. i. einen Weltendzweck, und zwar den allervortrefflichsten, vor Augen gehabt, und nicht das Ganze auf die zur vollständigsten Erreichung desselben dienlichste Art und Weise eingerichtet hätte. Hieraus folgt denn, daß diese Welt, nach dem Urtheile des Verstandes, die allervortrefflichste und vorzugswürdigste, d. i. daß diese ganze Anordnung der

Dinge die tauglichste zur Erreichung der göttlichen Absichten oder die zweckmäßigste sey. Und weil die Zweckmäßigkeit eines Dinges — insofern nehmlich das Mannigfaltige in demselben zu Einem, dem Endzwecke, zusammenstimmt — auch Vollkommenheit genannt wird; so legen wir dieser Welt mit Recht das Prädikat der größten Vollkommenheit bei, deren eine Welt nur fähig ist.“ — So weit der theoretische Optimist.

Hier fragt sich: Sind wir denn nun wirklich da, wohin uns der Optimist durch bloß theoretische Gründe zu bringen versprach? — Ich zweifle sehr. — Der Optimist machte sich anheischig, aus spekulativen Argumenten darzuthun, diese Welt sey unter allen möglichen die beste. Er hat aber weiter nichts erwiesen, als daß diese Welt die zweckmäßigste, d. i. ein Ganzes sey, dessen sämmtliche Theile zur Erreichung irgend eines höchsten und letzten Endzwecks auf das vollkommenste zusammenstimmen. — „Aber ist denn zweckmäßig und gut, mithin auch das Zweckmäßigste und das Beste nicht einerlei?“ — Wenn das die Meinung ist; so ist freilich nichs weiter einzuwenden. Aber wir suchten ja nicht nach Namen und Ausdrücken, sondern nach einem bestimmten Begriffe von dem der Welt beigelegten Prädikate des Besten: und diesen gefun-

funden zu haben, davon sind wir, meiner Einsicht nach, noch sehr weit entfernt. Ich will mich näher erklären.

Der Schluß von der Allwissenheit, Allweisheit, Allmacht, kurz von der höchsten Vollkommenheit des Schöpfers auf eine solche Einrichtung des durch ihn hervorgebrachten Weltganzen, wo alles Mannigfaltige auf das vortrefflichste harmonirt, wo alle Weltzwecke irgend einem höchsten und letzten Weltendzwecke dergestalt bei- und untergeordnet sind, daß dieser durch jene nicht nur keinesweges beeinträchtigt, sondern vielmehr dadurch befördert wird — der Schluß also von den unendlichen Vollkommenheiten Gottes auf die vollkommenste Tauglichkeit dieser Welt zur Erreichung seiner Absichten, ist ganz richtig. Denn wäre diese Welt nicht die vollkommenste; so würde sie der allerhöchste Verstand unter allen nur möglichen Welten, die er sich alle auf das deutlichste vorstellt, nicht gewählet und zur Wirklichkeit gebracht haben. Auch kann Mangel an Macht nicht Ursache gewesen seyn, daß er etwas unvollkommneres anstatt des von ihm erkannten Vollkommeneren zu Stande gebracht habe. — Wer siehet aber nicht, daß durch diesen ganzen Beweis weiter nichts dargethan ist, als daß dieses Weltganze in Rücksicht auf die Zwecke des Schöpfers,

und vorzüglich in Rücksicht auf seinen letzten und höchsten Endzweck, den Vorzug vor allen andern möglichen Welten verdiene? In diesem Verstande ist es also zwar sehr richtig, daß diese Welt die vollkommenste sey: aber was kann uns diese Ueberzeugung nützen, so lange wir nicht wissen, worin denn der Weltendzweck und die ihm untergeordneten Zwecke bestehe? Mit Recht nennen wir auch jedes menschliche Werk vollkommen, dessen sämmtliche Theile so gewählt, geordnet und verbunden sind, daß der Endzweck des Ganzen, dieser mag übrigens seyn welcher er wolle, auf das Vollständigste erreicht wird: und wofern wir nur von der Einsicht und Weisheit, so wie von dem erforderlichen Vermögen des Urhebers irgend eines Kunstwerks überzeugt sind; so urtheilen wir schon zum Voraus, daß dieses höchst tauglich und zweckmäßig müsse eingerichtet seyn, gesetzt auch, wir wüßten gar nicht, worin der von dem Künstler beabsichtigte Endzweck eigentlich bestehe. Gerade dieses ist der Fall bei dem Urtheile unsrer theoretischen Vernunft über die Vollkommenheit des Weltganzen.

Angenommen, daß die theoretische Vernunft den Weltschöpfer für das vollkommenste Wesen zu halten hinlängliche Gründe habe; zugegeben, daß der unbeschränkteste, keines Irrthums fähige Verstand und eine unendliche Macht mit zu den un-

unendlichen Vollkommenheiten gehören, die das Wesen aller Wesen in sich vereinigt, und daß mithin sein Werk, die Welt, auf das allervortreflichste und zweckmäßigste eingerichtet sey: wissen wir denn auch nun, in welcher Absicht, er alle Dinge hervorgebracht und zu einem Ganzen geordnet habe? — wissen wir den Weltendzweck und alle demselben bei- und untergeordnete Zwecke, die er zu erreichen sucht und ohne Zweifel, so wahr er der Weiseste und Mächtigste ist, wirklich auf das allervollständigste erreicht? Und dies alles müßten wir doch wissen, wenn wir uns — nicht etwa einen ganz leeren, zu nichts brauchbaren Begriff von dem, was zur Zweckmäßigkeit einer Welt überhaupt erfordert werde, sondern — einen für das Interesse unsers Geistes und unsers Herzens befriedigenden Begriff von der Vollkommenheit dieser Welteinrichtung machen wollten.

Die Idee des unendlichen, allerrealsten und allervollkommensten Wesens, die sich unsre theoretische Vernunft von dem Welturheber macht, ist viel zu allgemein, viel zu weit über die menschliche Erkenntnissphäre und alle mögliche Erfahrung erhaben, mithin auch viel zu leer an Stoff zur Erweiterung unsrer Kenntnis, als daß wir uns ihr (jener reinen Vernunftidee) allein einen hinlänglichbestimmten Begriff von dem sollten

her-

herleiten können, was Gott bei Erschaffung Anordnung und Regierung dieses Weltganzen beabsichtige. Wie will die theoretische Vernunft (denn bloß von dieser ist hier immer noch die Rede) durch bloße Spekulation so weit kommen, daß sie die Beschaffenheit des mit dem höchsten Verstande vereinigten Willens einsehen, und das letzte Objekt dieses Willens mit Sicherheit sollte angeben können? Sagt man, der Wille Gottes sey, wie sein Verstand, der allervollkommenste; so ist damit nichts ausgemacht, da die theoretische Vernunft auf die Frage, worin denn die absolute Vollkommenheit eines Willens bestehe, und was der vollkommenste Wille zum Gegenstande habe, nichts genugthuendes zu antworten weiß. Wie? wenn dieses zu bestimmen eben so weit über das menschliche Erkenntnisvermögen hinausginge, als es alle menschliche Vorstellungskraft übersteigt, die Art und Weise einzusehen, wie alle nur denkbare Vollkommenheiten in Gott vereinigt, oder wie ein unendliches Wesen überhaupt nur möglich sey? — Gesetzt nun, daß unser endlicher Verstand gar nicht einmal fähig wäre, sich von dem höchsten Weltendzwecke nur einen Begriff zu machen, wenn die Gottheit ihm denselben auch auf übernatürliche Art offenbaren wollte, geschweige denn, ihn durch eigene Einsicht zu entdecken; was könnte es uns denn helfen,

sen, zu wissen, das Weltganze sey irgend einem uns unbekannten Endzwecke vollkommen angemessen und in Rücksicht auf diesen Endzweck aufs allerbeste eingerichtet? Müßten wir nicht — ich wiederhole es noch einmal — von der eigentlichen Beschaffenheit dieses Weltendzwecks unterrichtet seyn, wenn uns die Idee von der besten Welt in irgend einer theoretischen oder praktischen Rücksicht brauchbar seyn sollte? —

Zwar nehmen die meisten theoretischen Optimisten die größtmögliche Glückseligkeit der Geschaffenen als den Weltendzweck an, und nach ihnen hat also der Satz: „diese Welt ist die beste" keine andere Bedeutung als diese: „die Welt ist auf die Art eingerichtet, daß das größte nur mögliche Maaß von Glückseligkeit in derselben zur Wirklichkeit kommen muß; sie enthält in der ganzen Dauer ihres Daseyns die größte Zahl von der Glückseligkeit fähigen Geschöpfe, die sie nur enthalten kann, und jedes derselben gelangt nach und nach zu dem Genusse des sowohl intensiv als protensiv größten Wohlseyns, dessen es seiner Natur nach und in seinen aufs weiseste bestimmten Verhältnissen zu den übrigen Weltwesen nur empfänglich ist." — Verstandesaufklärung, Kultur der Gefühle und sittliche Veredlung der vernünftigen Wesen sind in diesem Systeme des eudämonistischen Optimismus nur untergeord-

nete

nete Zwecke und Mittel der Glückseligkeit, als des letzten Weltendzwecks. Auch sogar die Uebel, sowohl die physischen, als auch selbst die moralischen, sind in der besten Welt nach dieser Vorstellungsart nothwendig, als Bedingungen grösserer, dauerhafterer und ausgebreiteter Glückseligkeit. Genau genommen giebt es also nach diesem Systeme gar keine Uebel; alles, was ist und geschieht, ist gut, ist in der Verbindung, worin es ist und geschieht, das Beste; nichts, was in der Welt existirt, darf fehlen, wenn nicht die Vollkommenheit des Ganzen darunter leiden soll.

Der Selbstliebe, welche kein höheres Interesse und keinen höhern Zweck, als eigene Glückseligkeit, kennt, ist dieses System sehr annehmlich. Fragt man aber nach dem Fundamente desselben; so findet sich, daß die theoretische Vernunft wirklich keine hinreichende Gründe hat, das möglich größte Wohlseyn der Geschaffenen für den letzten Weltendzweck auszugeben. Daß der Mensch, insofern er auf seine moralische Natur keine Rücksicht nimmt, die Befreiung von Schmerz und Misvergnügen, und den Genuß der Annehmlichkeiten und Vergnügungen des Lebens, welche er unter dem allgemeinen Begriffe der Glückseligkeit zusammenfaßt, sich als das höchste und wünschenswertheste Gut vorstellt, hier-

hiervon liegt der Grund in seiner sehr einge-schränkten sinnlichen Natur. Aber wie folgt denn hieraus, daß der Unendliche, der keine sinnlichen Schranken kennt, mithin auch keines Gefühles, und keines eigentlichen Vergnügens, oder Schmerzens empfänglich ist, eben so urtheilen, und gerade das zum letzten Ziele seines Wollens und Wirkens machen müsse, was der Mensch, als sinnliches Wesen, dazu macht? Es ist in der That gar nicht einzusehen, wie man es anfangen wolle, um zu beweisen, daß der vollkommenste Urheber aller Dinge eben das, als den lezten Weltendzweck beabsichtige, was ein, wegen seiner Sinnennatur, der Glückseligkeit höchst bedürftiges Wesen, wenn es eine Welt hervorbringen sollte, beabsichtigen würde. Der Mensch nimmt, auch abgesehen von seiner moralischen Natur, theils durch unmittelbares Mitgefühl, theils mittelbarerweise, vermöge der vielfältigen Verbindungen, in denen er mit seinen Mitgeschöpfen steht, an dem Wohl und Wehe anderer empfindender Wesen auf gar mancherlei Art Antheil: er kann hoffen, selbst um soviel glücklicher zu werden, je mehr er Andere um sich her glücklich macht. Paßt dieses aber auch auf die Gottheit, so weit unsre theoretische Vernunft sie zu erkennen vermag? Ich zweifle sehr hieran. Denn welcher bloß theoretische Grund läßt sich wohl

Bayerische Staatsbibliothek München

angeben, warum in dem Urtheile des Unendlichen, dessen Vollkommenheit und Zufriedenheit durchaus nicht von dem vergnügten oder misvergnügten Zustande anderer Wesen abhängen kann, das Wohlseyn seiner Geschöpfe einen so unbedingten Werth habe, daß er dasselbe — nicht etwa zu einem untergeordneten Weltzwecke, sondern — zum letzten und höchsten Weltendzwecke bei allem, was er beschließt und ausführt, machen müsse? — Man sagt zwar: „der Höchste wird sich seiner Vollkommenheiten durch Wohlthun bewußt; er ist folglich selbst desto seliger, je mehr Glückseligkeit er in dem unermeßlichen Weltall verbreitet. „Dieses läßt sich zwar leicht sagen; auch kann es aus theoretischen Principien nicht geläugnet oder gar widerlegt werden: aber beweisen läßt es sich eben so wenig.

Man beruft sich auf die Erfahrung, welche es, wie man sagt, ganz augenscheinlich beweisen soll, daß in dieser sichtbaren Welt alles auf die Erhaltung und das Wohlseyn der lebendigen Geschöpfe, besonders des Menschen, angelegt sey, und schließt nun hieraus weiter, daß die Glückseligkeit der Erschaffenen auch den höchsten Endzweck Gottes in Ansehung des ganzen Weltalls ausmacht. Allein gegen diese Schlußfolgerung läßt sich gar mancherlei einwenden. Denn wenn es auch vollkommen richtig wäre, daß die

ganze

ganze Natur, so weit wir sie in diesem unserm irdischen Zustande zu erforschen und zu erkennen fähig sind, nichts enthielte, was nicht auf die Erhaltung und auf das Vergnügen der Lebendigen abzielte; so würde es doch immer vermessen seyn, von dieser Erdenwelt, diesem Punkte in dem All der Schöpfung, auf das Ganze, und von dieser Spanne Zeit, die das Menschenleben einnimmt, auf die gränzenlose Dauer des Universums zu schließen. Ich will sagen: wir würden zu viel wagen, wenn wir aus der vorgeblich bloß auf Glückseligkeit angelegten Einrichtung, Anordnung und Verbindung der Dinge, welche uns dieser unser irdischer Wohnplaz vor Augen stellt, folgern wollten, daß der Schöpfer auch in Rücksicht auf das unermeßliche Weltganze, und auf die vielleicht unbegränzte Dauer der nur die Form ihres Daseyns wechselnden Geschöpfe sich keinen noch höhern Zweck vorgesteckt habe. Bliebe es nicht immer noch denkbar, daß die Glückseligkeit der Lebendigen nur ein subordinirter Weltzweck, oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, nur zufällige Folge einer Einrichtung aller Dinge wäre, wodurch der Schöpfer eine viel höhere, weit über unsre kurzsichtigen Blicke erhabene Absicht zu erreichen suchte, — so daß also Wohlseyn gleichsam nur einen Nebenzweck in dem großen Plane des Welturhebers ausmachte?

 Dieses,

Dieses, sage ich, würde wenigstens denkbar seyn, gesetzt auch, daß in der ganzen Welt, so weit wir sie kennen, nichts zu entdecken wäre, was nicht die Behauptung, daß das Wohl der Geschöpfe den höchsten Weltendzweck ausmache, auf das vollkommenste zu bestätigen schiene. Allein wie viel fehlt nicht an dem, was hier vorausgesetzt worden! Wie vertragen sich die unzählbaren Arten des Uebels, mit denen kein Mensch, kein lebendiges Geschöpf ganz verschont bleibt, und welche einen großen Theil des irdischen Daseyns, ja oft das ganze Leben vieler Millionen von Erdbewohnern höchst elend und bejammernswürdig machen, — wie vertragen sich insonderheit diejenigen Arten des physischen Uebels, welche ganz allein von der Natureinrichtung, nicht von der Thorheit und Verkehrtheit der Menschen herrühren (z. B. Miswachs, Seuchen, Orkane, Erdbeben u. d. gl.) mit der Behauptung, daß das möglich größte Wohlseyn der empfindenden Wesen der letzte Schöpfungszweck sey? *) — In der

*) „Es ist so weit gefehlt, sagt Kant in der Kritik der „Urtheilskraft S. 385, daß die Natur den Menschen „zu ihrem besondern Liebling aufgenommen, und vor „allen Thieren mit Wohlthun begünstigt habe, daß „sie ihn vielmehr in ihren verderblichen Wirkungen, „in Pest, Hunger, Wassergefahr, Frost, Anfall von „andern

der That, die von der Menge und Größe der Weltübel hergenommenen Einwürfe gegen die gedachte Behauptung haben von jeher die theoretische Vernunft in Verwirrung, und die Vertheidiger des eudämonistischen Optimismus in nicht geringe Verlegenheit gesetzt.

Man hat es zwar nie an Versuchen fehlen lassen, diese Einwürfe zurückzuweisen, oder wenigstens zu entkräften. „Die Endlichkeit, hat man gesagt, die Beschränktheit aller Kräfte, ist den Geschöpfen wesentlich; folglich auch alles, was mit ihrer Endlichkeit nothwendig zusammenhängt. Nun aber sind Schmerzen und Misvergnügen nichts anders, als ganz natürliche und unzertrennliche Folgen dieser Beschränckheit; mithin ist es absolut unmöglich, es ist selbst der

„andern großen und kleinen Thieren u. d. gl. eben so „wenig verschont, wie jedes andere Thier: noch mehr „aber, daß das Widersinnische der Naturanlagen „ihn selbst in selbstersonnenen Plagen und noch andere „von seiner eigenen Gattung, durch den Druck der „Herrschaft, die Barbarei der Kriege u. s. w. in „solche Noth versezt, und er selbst, so viel an ihm „ist, an der Zerstörung seiner eigenen Gattung ar„beitet, daß, selbst bei der wohlthätigsten Natur „außer uns, der Zweck derselben, wenn er auf die „Glückseligkeit unsrer Species gestellt wäre, in einem „System derselben auf Erden nicht erreicht werden „würde, weil die Natur in uns derselben nicht em„pfänglich ist.“

Allweisheit und Allmacht unmöglich, auch nur ein einziges lebendes Geschöpf von allem Leiden frei zu erhalten, oder gar eine ganze Welt hervorzubringen, in der sich keine Uebel finden sollten. Die Frage: warum der Schöpfer nicht alle Uebel, alles Leiden und Elend aus seiner Welt verbannete? heißt also nichts anders als soviel: warum er das, was seinem Wesen nach endlich ist, nicht unendlich, d. i. warum er nicht das schlechthin Unmögliche möglich und wirklich machte? Aller Uebel ungeachtet bleibt demnach diese Welt dennoch die beste, da der letzte Weltendzweck, die Glückseligkeit der Erschaffenen, in dem Grade erreicht wird, welchen die endliche Natur der Weltwesen nur immer zuläßt.

Dieses ganze Räsonnement hat weiter keinen Fehler, als daß es auf ganz willkührlich angenommenen Sätzen beruht. Denn was ist es anders, als eine willkührliche Behauptung: daß die den Geschöpfen wesentliche Beschränktheit nicht nur Uebel und Schmerzen überhaupt, sondern auch gerade diese so mannigfaltige Arten des Leidens und Elendes, unter denen sowohl die vernünftigen als auch die vernunftlosen Erdenbewohner seufzen, schlechthin nothwendig mache? Und was ist mithin der durch dergleichen unterwiesene und ewig unerweisliche Sätze unterstützte eudämonistische Optimismus anders als eine schwankende Hypothese?

Man

Man hat ferner, um die von den vielen und großen Weltübeln hergenommenen Einwürfe zu entkräften, vorgebracht: „daß die allermeisten und schrecklichsten Uebel nicht von der Natureinrichtung, die durchaus wohlthätig sey, sondern von der Thorheit und Verkehrtheit der Menschen selbst herrühren."

Allein hierauf läßt sich antworten: daß nach Abzug aller der Unannehmlichkeiten, Leiden und Drangsale, welche die Menschen aus Unverstand und Bösartigkeit theils sich selbst zuziehen, theils sich unter einander zufügen, doch noch Jammer und Unglük genug übrig bleibt, um die beunruhigendsten Zweifel gegen die Behauptungen des eudämonistischen Optimismus zu erzeugen. Denn gesezt, nur der hundertste oder tausendste Theil der Uebel, die das Menschengeschlecht, ja die ganze belebte Natur drücken, hätten ihren Grund in der von aller menschlichen Willkühr und Macht ganz unabhängigen Welteinrichtung; so würde doch immer noch die wichtige Frage übrig bleiben: wie verträgt sich diese noch sehr beträchtliche Summe des Leidens mit der möglich größten Glückseligkeit der empfindenden Wesen, als dem vorgegebenen höchsten Schöpfungszwecke? Würde die Welt nicht offenbar noch viel vollkommener seyn, wenn sie auch von diesen Uebeln — ihre Zahl sey so groß oder so klein als sie wolle, dar-

an ist nichts gelegen — frei wäre? Und wie läßt es sich erklären, daß sie der Allweise und Allmächtige nicht gänzlich aus der Schöpfung verbannte, wenn er das zur höchsten Absicht hatte, was man als den lezten Weltzweck annimmt?

Daß die Menschen selbst es sind, welche die Plagen der Natur gar sehr vermehren, und die Lasten des Lebens sich ungleich schwerer machen, als sie an sich sind, das ist leider nur allzuwahr. Aber wie stimmt es denn überein mit der Idee von einer zur möglich größten Glückseligkeit der Lebendigen aufs vollkommenste eingerichteten Welt, daß diese von Geschöpfen bewohnt ist, die in Betreff dessen, was ihre wahre Wohlfarth angehet, so äußerst kurzsichtig und dabei das Spiel der ungestümsten, wandelbarsten und widersprechendsten Leidenschaften sind, wodurch sie sich selbst und ihren Mitmenschen tausendfaches Unglück zubereiten, dessen sie gar wohl überhoben seyn könnten? daß sie, vermöge ihrer so leicht in die unersättlichste Selbstsucht ausartenden Selbstliebe, und des so mannigfaltigen Widerstreits ihres gegenseitigen Interesse, ganz unvermeidlich in einem nie endenden Antagonismus ihres Wollens und Strebens gerathen, wodurch sie sich selbst aufreiben, und die Erde zu einem Schauplatze alles Jammers und Elendes umschaffen? Wie stimmt das alles mit den Behauptungen des Optimis-

timismus zusammen? Mußte denn das so seyn? War es denn nicht möglich, die Bedürfnisse, Neigungen und Begierden der Sterblichen ihrer vorgeblichen höchsten Bestimmung zum frohen Lebensgenusse vollkommen angemessen zu machen? nicht möglich, den Trieben der Geselligkeit und der Sympathie den Grad der Stärke und Energie zu geben, daß Einer in dem Wohlseyn des Andern sein eigenes Vergnügen gefunden, und, anstatt die Glückseligkeit seiner Mitmenschen zu untergraben, selbige vielmehr um seines eigenen Wohls willen auf jede nur mögliche Weise befördert hätte? War es dem Allmächtigen nicht möglich, die Glückseligkeit der Menschen weniger von eigner so leicht auf die verderblichsten Abwege ausgleitender Wahl und Willkühr, als von sicher leitenden Instinkten abhängig zu machen, oder ihn doch wenigstens durch hellere und tiefere Einsichten in den Zusammenhang der Dinge, besonders in alles das, was sein Wohl angehet, gegen die ihm jetzt so häufig drohenden Gefahren der schädlichsten Irrthümer sicher zu stellen? Mußte es denn nothwendig das Schicksal des nur auf wenige Jahre dieser Erde angehörenden Menschen seyn, durch äußerst schmerzhafte Mittel und durch eignen Schaden klug zu werden, und wenn er es zu werden anfängt, diese Welt, oft ohne einmal seiner so kurzen Existenz froh ge-

worden zu seyn, auf immer wieder zu verlassen? Sollte man nicht denken, daß der Allweise, wofern er wirklich nichts anders zur letzten Absicht hätte, als das Wohl der Lebendigen, das vornehmste unter allen irdischen Geschöpfen mit noch ganz andern Anlagen und Fähigkeiten begabt, dessen Kräfte und Triebe in die zwekmäßigsten Verhältnisse gesetzt, und zugleich durch die zu seiner Absicht tauglichsten Naturanstalten dafür würde gesorgt haben, daß er seinen Endzweck, in Ansehung keines einzigen seiner Geschöpfe, verfehlen könnte? Denn daß er dieses alles thun konnte, daran ist, unter der Voraussetzung der ihm zukommenden Unbeschränktheit der Macht und der Erkenntnis, gar nicht zu zweifeln.

Alle diese und ähnliche Einwendungen glaubt man endlich dadurch zu widerlegen, daß man sagt: „die Vollkommenheit des Ganzen oder die Glückseligkeit der größten Anzahl von Geschöpfen könne nur unter der Bedingung der Unvollkommenheit gewisser Theile, und des Leidens einzelner Subjekte erhalten werden; alle Uebel seyen nothwendige Mittel größern Wohlseyns, theils für den Leidenden selbst, theils wenigstens für Andere; sie dürfen mithin in der besten Welt nicht fehlen, wenn das Ganze nicht viel unvollkommener seyn solle, als es wirklich ist“ u. s. w. Allein wo ist denn der Beweis für die so oft gewagte

Behauptung, daß diese Summe des allgemeinen und des individuellen Wohlseyns, welche das Weltganze enthält, ohne dieses furchtbare Heer von Uebeln aller Art nicht Statt haben könnte? Die Erfahrung lehrt zwar, oder scheint wenigstens zu lehren, daß in der physischen Welt manche Unordnung das Mittel größerer Ordnung sey, daß manches Leiden, welches den einzelnen Menschen mit oder ohne seine Schuld trifft, zu seinem eigenen größern und dauerhaftern Glücke, so wie manches Unglück, das einem gewissen Theile der Menschen widerfährt, zur Rettung und zum Wohlseyn ganzer Nationen oder wohl gar des gesammten Menschengeschlechts gereiche: sind wir aber hierdurch berechtigt, auch da, wo Erfahrung und Nachdenken gerade auf das Gegentheil zu führen scheinen, eben die überwiegend heilsamen Folgen der Uebel anzunehmen? Und gesezt denn auch, diese Schlußart müßte für gültig gehalten werden, ist denn hiermit der Sache geholfen? Bleiben nicht Unvollkommenheiten in den Theilen, wenn sie auch gleich Mittel grösserer Vollkommenheit des Ganzen seyn sollten, doch immer Unvollkommenheiten? Sind nicht Schmerzen und Leiden, wenn sie auch Wohlseyn zur Folge haben, doch immer an sich drückende Uebel? und wie passen diese in ein Weltganzes, wo alles auf das vollkommenste zu der Glückseligkeit

ligkeit der Geschöpfe übereinstimmen soll? Wäre die Einrichtung der Dinge dem vorgegebenen Weltendzweke, dem möglich größten Wohlseyn der Erschaffenen, nicht noch weit angemessener, wenn gleiche Glückseligkeit ohne diese Uebel bewirkt — wenn jedes Individuum durch andere, als durch so schmerzhafte Mittel, in gleichem Grade glücklich, und das Wohl des Ganzen, ohne so viele und große Aufopferungen in den Theilen, erhalten würde? Daß dieses an sich unmöglich, folglich auch der Allmacht unausführbar sey, das kann zwar zur Rettung der einmal angenommenen Hypothese vorgegeben, aber mit gar nichts bewiesen werden. So lange dieses aber nicht bewiesen ist, solange bleibt die Frage immer noch übrig: Sollte die unendliche Weisheit und Macht, wenn ihre letzte Absicht wirklich auf die höchste nur erreichbare Glückseligkeit der Geschöpfe gerichtet war, nicht jedem Uebel den Zugang zu der Wohnung derselben, durch die kräftigsten und untrüglichsten Mittel verwehrt haben? — Und daß sie dieses nicht that, das scheint schon die bloß theoretische Vernunft zu der Folgerung zu berechtigen, daß der Weltendzweck wahrscheinlich ein ganz anderer, als die Glückseligkeit der empfindenden Wesen, sey. Ich sage wahrscheinlich, nicht, nothwendig: denn denkbar bliebe es, bei allen bisher angeführten

ten Einwürfen gegen den eudämonistischen Optimismus, nach bloß theoretischen Principien, doch immer noch, daß alles in der Welt, es sey so groß oder so klein als es wolle, auf das Wohl der Lebendigen, als auf die letzte Absicht des Schöpfers, abzweckte, obgleich der eingeschränkte menschliche Geist nur einer dunkeln Ahndung, nicht einer deutlichen Erkenntnis dieser erstaunenswürdigen Harmonie empfänglich wäre; und es wäre also auch immer noch denkbar, daß dieses Weltall wirklich die größte nur mögliche Summe der Glückseligkeit enthielte, welche aber, ohne diese in den erhabenen Schöpfungsplan mit eingewebte mannigfaltige Uebel, zu realisiren schlechterdings an sich unmöglich gewesen wäre. Allein wenn dieses alles bloß denkbar, d. i. nicht erweislich ungereimt und falsch ist; so erhellet offenbar, daß der theoretisch-eudämonistische Optimismus auch im besten Falle weiter nichts, als eine Hypothese, keine erwiesene Wahrheit ist; daß es folglich — wenn man auch zugiebt, die Welt mache ein höchst zweckmäßig eingerichtes Ganzes aus, — doch immer noch zweifelhaft bleibt, worin denn der höchste Weltentzweck bestehe, und was also der Saz: „diese Welt ist (in Rücksicht auf irgend einen lezten Endzweck) die beste“, eigentlich sagen wolle.

Soviel ist wenigstens außer allem Zweifel, daß sich manche andere Weltendzwecke denken lassen, gegen welche die theoretische Vernunft nicht mehr, vielleicht noch weniger, als gegen die möglich größte Glückseligkeit der Geschöpfe, dürfte einzuwenden haben. Was wollte die bloß theoretische Vernunft z. B. dem entgegensetzen, der es wahrscheinlich fände, daß das Höchste und Letzte, welches der Schöpfer bei Hervorbringung und Anordnung dieses Weltalls beabsichtigt habe, nichts anders, als eine ins Unendliche gehende Mannigfaltigkeit sey. Vielheit und Mannigfaltigkeit der Individuen, Gattungen und Arten; beständiger Zustandswechsel der einzelnen Weltwesen; ihrer Empfindungen und Vorstellungen; ihres Leidens und ihrer Thätigkeit u. s. w. und zwar so, daß alles dieses Mannigfaltige zum Bestehen und zur Fortdauer des Ganzen auf das vollkommenste zusammenstimme? Nach dieser Hypothese wäre Vergnügen und Wohlseyn der Lebendigen nicht höchster Zweck der Welt, sondern dasselbe machte, eben so wie Misvergnügen und Schmerz, in seinen vielfachen Mischungen und Abwechslungen, nur ein Mittel, oder vielmehr einen Theil jener von dem Schöpfer beabsichtigten Mannigfaltigkeit aus. Würde es wohl dem Vertheidiger dieser Meinung an Erfahrungsgründen fehlen, wodurch dieselbe der

Wahr-

Wahrscheinlichkeit wenigstens eben so nahe gebracht werden könnte, als jener eudämonistische Optimismus? Und schwerlich würden sich solche Schwierigkeiten dabei hervorthun, als die häufigen Weltübel dem Eudämonisten in den Weg legen, — Oder vorausgesetzt, daß um der Menschen willen, — insofern sie, vermöge ihres Verstandes, unter allen Lebendigen allein fähig sind, sich willkührlich Zwecke zu setzen, und die übrigen Weltwesen als Mittel dazu zu gebrauchen, — alle Dinge auf Erden vorhanden seyen; könnte auch die immer höher steigende Kultur des gesammten Menschengeschlechts (nicht seine Glückseligkeit), oder auch die mit dem Zustande der Rohheit periodisch abwechselnde Kultur des Ganzen und einzelner Völker, als der letzte Schöpfungsendzweck, wenigstens in Rücksicht auf diese Erdenwelt, angenommen werden. Diese Kultur besteht darin, daß der Mensch immer tauglicher und geschickter wird, sich allerlei beliebige Zwecke vorzusetzen, und die passendsten Mittel zur Erreichung derselben zu wählen und anzuwenden. Glückseligkeit ist also, nach dieser Vorstellungsart, zwar letzter Zweck des Menschen, aber nicht letzter Zweck der Natur oder des Schöpfers: denn dieser beabsichtigt durch alle Bedürfnisse, die er dem Menschen mitgetheilt, durch alle Genußarten, deren er ihn empfänglich gemacht, durch

alle

alle Triebe, die er ihm eingepflanzt hat, zuletzt nur dieses, daß die menschliche Gattung immer geschikter werde, sich mannigfaltige beliebige Zwecke vorzusetzen, und durch die Bemühung, selbige zu erreichen, ihre Kräfte je länger je mehr entwickle, übe und vervollkommne. Daß diese Ausbildung der Kräfte theils durch die Reize des Angenehmen, durch die Triebe nach Ehre, nach Ansehen und Macht u. s. w. theils durch Schmerzen und Leiden und durch die Furcht vor demselben bewirkt und befördert werde, ist sowohl aus der Erfahrung, als aus der Natur der Sache offenbar: und hieraus könnte man die Folge ziehen, daß alles Glück und Unglück in der Welt theils nur Mittel der Kultur, theils untergeordneter Weltzweck, nicht letzter Zweck des Ganzen, nicht Zweck an sich sey; daß vielmehr diese Kultur dasjenige ausmache, was der Schöpfer an sich — nicht wegen des Zuwachses an Glückseligkeit, welchen das menschliche Geschlecht etwa von derselben zu erwarten hat — beabsichtige. Daß sich auch mit dieser Hypothese die Weltübel weit besser als mit dem eudämonistischen Optimismus vertragen, ja daß sie nach dem Urtheile der bloß theoretischen Vernunft den Vorzug vor allen andern Vorstellungsarten verdiene, dieses ist von

selbst

selbst einleuchtend. *) — Und wie wollte man endlich den widerlegen, der es etwa nicht ganz unwahr-

*) Selbst die große Ungleichheit unter den Menschen, kan als Mittel in der Hand der Vorsehung zur Beförderung dieser Kultur angesehen werden. Denn „die Geschicklichkeit (sagt Kant in der Kritik der Urtheilskraft S. 388.) kann in der Menschengattung nicht wohl entwickelt werden, als vermittelst der Ungleichheit; da die größte Zahl die Nothwendigkeiten des Lebens gleichsam mechanisch, ohne dazu besonders Kunst zu bedürfen, zur Gemächlichkeit und Muße Anderer besorget, welche die minder nothwendige, Stücke der Kultur, Wissenschaft und Kunst bearbeiten, und von diesen in einem Stande des Drucks, saurer Arbeit und wenig Genusses gehalten wird, auf welche Klasse sich denn doch manches von der Kultur der höhern nach und nach auch verbreitet. Die Plagen aber wachsen im Fortschritte derselben (der Kultur) deßen Höhe, wenn der Hang zum Entbehrlichen schon dem Unentbehrlichen Abbruch zu thun anfängt, Luxus heißt, auf beiden Seiten gleich mächtig; auf der einen durch fremde Gewaltthätigkeit, auf der andern durch innere Ungnügsamkeit; aber das glänzende Elend ist doch mit der Entwicklung der Naturanlagen in der Menschengattung verbunden, und der Zweck der Natur selbst, wenn es gleich nicht unser Zweck ist, wird doch hierbei erreicht." — Von den für die menschliche Glückseligkeit nachtheiligen Folgen, welche selbst aus der Kultur fast unausbleiblich entstehen, heißt es S. 390: „Das Uebergewicht der Uebel, welche die Verfeinerung des Geschmacks bis zur Idealisirung

 desselben,

unwahrscheinlich fände, daß vielleicht jene vorhin gedachte gränzenlose Mannigfaltigkeit der Geschöpfe, und der beständige Wechsel ihres Zustandes; nebst der Kultur der vernünftigen Wesen, (zu welcher sich Glück und Unglück dieser letztern theils wie Mittel, theils wie zufällige Folgen verhielten); einem noch höhern Weltendzwecke

desselben, selbst der Luxus in Wissenschaften, als einer Nahrung für die Eitelkeit, durch die unzubefriedigende Menge der dadurch erzeugten Neigungen, über uns ausschüttet, ist nicht zu bestreiten; dagegen aber der Zweck der Natur auch nicht zu verkennen, der Rohigkeit und dem Ungestüm derjenigen Neigungen, welche mehr der Thierheit in uns angehören und der Ausbildung zu unserer höhern Bestimmung am meisten entgegen sind, — immer mehr abzugewinnen, und der Entwicklung der Menschheit Platz zu machen. Schöne Kunst und Wissenschaften, die durch eine Lust, die sich allgemein mittheilen läßt, und die Geschliffenheit und Verfeinerung für die Gesellschaft, wenn gleich den Menschen nicht sittlich besser, doch gesittet machen, gewinnen der Tyrannei des Sinnenhanges sehr viel ab, und bereiten dadurch den Menschen zu einer Herrschaft vor, in der die Vernunft allein Gewalt haben soll, indessen daß die Uebel, womit uns theils die Natur, theils die unvertragsame Selbstsucht der Menschen heimsucht, zugleich die Kräfte der Seele aufbieten, steigern und stählen, um jenen nicht unterzuliegen, und uns so eine Tauglichkeit zu höhern Zwecken, die in uns verborgen liegt, fühlen lassen.“

zwecke als Mittel untergeordnet seyen, welchen aber nur zu denken, jeden menschlichen Verstand so weit übersteige, als die Weisheit des Unendlichen über alle Erkenntnis und Weisheit der Sterblichen erhaben ist? — Sofern die Vernunft ihre Schranken nicht gänzlich verkennt, wird sie sich eben so wenig anmaßen, irgend eine dieser Hypothesen widerlegen zu wollen, als sie es wagen darf, sie für erwiesene Wahrheiten auszugeben.

Kann also die theoretische Vernunft über den letzten Endzweck alles Existirenden so wenig zur Gewißheit kommen, was hilft es ihr denn zu wissen, daß das Weltganze in allen seinen Theilen irgend einem letzten Schöpfungszwecke höchst angemessen sey? Und welch ein großer Unterschied findet sich zwischen der Idee von möglich größter Zweckmäßigkeit alles Geschaffenen überhaupt (wo aber der letzte Endzweck unbekannt ist), und der von dem eudämonistischen Optimisten angenommenen höchsten Weltvollkommenheit! Die erstere leidet keinen Zweifel, sobald als ausgemacht vorausgesetzt wird, daß die Welt einen unendlich weisen und mächtigen Urheber habe, die Behauptung aber, daß dieser höchste Welturheber gerade keinen andern Schöpfungsendzweck haben könne, als die Glückseligkeit seiner Geschöpfe, und daß er folglich dieser alles Uebrige untergeordnet

 haben

haben müsse, erscheint zwar der nach dem Interesse unserer Selbstliebe räsonnirenden Vernunft überaus annehmungswürdig; nach befriedigenden Beweisgründen derselben aber sieht man sich vergeblich um. Soviel läßt sich zwar ohne alle Gefahr zu irren behaupten, daß der Allweise das, was mit der Natur seiner sinnlichen Geschöpfe, denen er diese Triebe nach Glückseligkeit, und dieses Gefühlsvermögen selbst mittheilte, übereinstimmt; d. i. was ihr Wohlseyn gründet und vermehret, wofern sonst nichts im Wege steht, dem Gegentheile vorziehen müsse: denn durch die entgegengesetzte Behauptung würden wir ihn zu einem feindseligen Wesen machen, das an den Leiden der von ihm Geschaffenen ein schadenfrohes Vergnügen fände; — ein Gedanke, gegen den sich alle Vernunft empört! Allein wie folgt denn daraus, daß die Glückseligkeit der Geschöpfe dem Schöpfer nicht gleichgültig ist, auch dieses, daß sie unter allem, was sein unendlicher Verstand sich vorstellt, den höchsten Werth habe, mithin der letzte Weltendzweck seyn müsse, dem er alles übrige in dem weiten Gebiete der Schöpfung untergeordnet habe? — Wenn nun diese Folgerung einer mit vorsichtiger Unbefangenheit forschenden Vernunft übereilt vorkommt; so bleibt es immer denkbar, daß die Gottheit bei Hervorbringung und Einrichtung des Weltalls einen

noch

noch höhern Zweck vor Augen gehabt habe. Gesetzt nun, dieses verhielte sich wirklich so; würde dann nicht ganz natürlich folgen, daß das Wohl der Weltwesen nur insofern etwas Gutes nach dem Urtheile Gottes sey, und nur insofern von ihm beabsichtigt werde, als dasselbe mit jenem höchsten Schöpfungszwecke zusammen bestehen könne; insofern es sich aber mit diesem nicht vertrage, zurückstehen müsse? Und daß dieses wirklich so sey, das wird auch schon der theoretischen Vernunft, wenn sie unpartheiisch urtheilen will, aus der Bemerkung der so häufigen Weltübel höchst wahrscheinlich, ob sie es gleich, so fern sie die Gränzen ihres Vermögens kennt, nie wagen wird zu bestimmen, worin dieser höchste Weltzweck bestehe. Solange sie aber dieses nicht vermag; so wird sie sich unter der Idee von der **besten d. i. der zweckmäßigsten Welteinrichtung** nichts bestimmtes denken können.

Wenn nun aber gleich in dem Gebiete der **bloß theoretischen Vernunft** keine hinlänglichen Gründe zu einem bestimmten und brauchbaren Begriffe von der besten Welt anzutreffen sind; so dürfen wir doch darum diese große geist- und herzerhebende Idee noch nicht aufgeben. Vielleicht entdecken sich diese Gründe in der **moralisch-praktischen Natur** unsrer Seele, oder in dem Vermögen derselben, ihr Wollen, Thun und

Lassen aus eigener gesetzgebender Macht zu bestimmen. Und dieses ist es, was wir jetzt noch zu untersuchen haben.

Es ist das dringendste Bedürfnis unserer sittlichen Vernunft, die Existenz eines Schöpfers und Regierers der Welt zuversichtlich anzunehmen, und demselben alle nur mögliche Vollkommenheiten beizulegen: denn nur ein ganz unabhängiges und ewiges, dabei allmächtiges, allwissendes, allweises, heiligstes und gerechtestes, kurz, nur ein allervollkommenstes und unendliches Wesen ist im Stande die genaueste Uebereinstimmung des Glücks und Unglücks jedes moralischen Weltwesens mit dessen persönlichem Werthe oder Unwerthe hervorzubringen, welche jede sittliche Vernunft ganz unnachlaßlich fordert und nothwendig fordern muß, wofern sie nicht sich selbst verläugnen will. *) — Hieraus erhellet, daß vermittelst der Principien der moralisch-praktischen Vernunft die Begriffe von Gott, von seinen Eigenschaften, von seinem Willen und von seinen Absichten weit genauer und zuverläßiger, als durch die angestrengtesten Spekulationen des theoretischen Vermögens, bestimmt werden. Verehren wir in dem Welturheber ein höchst moralisches

*) S. die vorhergehende Abhandlung.

sches Wesen (und das muß er nothwendig seyn, wenn er der Vernunftforderung einer vollkommenen Harmonie zwischen Sittlichkeit und Glückseligkeit Genüge thun soll;) so mag seine eigentliche Natur und die Art und Weise des Zusammenbestehens seiner unendlichen Vollkommenheiten uns noch so verborgen, noch so unerkennbar seyn: dieses kann uns nicht hindern, ganz unbezweifelt anzunehmen, daß nach Gottes Urtheil eben das gut, folglich auch eben dasselbe das Beste seyn müsse, was wir als moralisch-vernünftige Wesen, dafür erkennen müssen: denn die sittlichen Grundsätze und alles was davon abhängt, folglich auch die Ideen vom Guten und vom Besten, und dessen Gegentheile, dem Bösen, sind für alle sittliche Wesen gültig. Daher ist es keinem Zweifel unterworfen, daß die höchste und vollkommenste Vernunft, eben so wie wir Menschen, einen dem Moralgesetze angemessenen Willen oder die Tugend fur das Allerbeste und Schätzenswürdigste in Vergleichung mit allem, was etwa sonst gut und wünschenswerth genannt zu werden verdient, ansehen müsse. Die Tugend ist also nach Gottes Urtheil, wie nach dem unsrigen, das oberste, das erste Gut, das Beste von allem, was gut zu heißen verdient. Ihr steht die Glückseligkeit weit nach, d. i. die Harmonie der Gefühle empfindender Wesen mit

ihren Trieben und Neigungen. Diese beiden Begriffe der Sittlichkeit und der Glückseligkeit fassen alles in sich, was die Vernunft für gut erkennt: und wenn sie zu einer Idee vereinigt werden; so entsteht daraus die Idee von dem höchsten vollendetem Gute; welches aber nicht etwa bloß überhaupt in der Vereinigung der Sittlichkeit und Glückseligkeit, sondern in einer solchen Verknüpfung dieser beiden Elemente besteht, daß die Glückseligkeit bei jedem Subjekte gerade in dem Maaße vorhanden ist, worauf es vermöge seines persönlichen Werthes gerechten Anspruch hat. — Dem zufolge gewährt uns die praktische Vernunft das, was wir, wie oben ist gezeigt worden, von dem theoretischen Erkenntnisvermögen vergeblich erwarten würden: nehmlich eine bestimmte und befriedigende Idee von dem höchsten und letzten Zwecke, dessen Erreichung das vollkommenste Wesen, wofern es eine Welt hervorbringen wollte, sich nothwendig vorsetzen mußte, wie auch von derjenigen Welteinrichtung, welche unter allen nur denkbaren und möglichen den Namen der zweckmäßigsten und besten verdienet. Dieser Weltendzweck, diese letzte Absicht, in der die Gottheit das Weltall hervorgebracht und geordnet hat, kann nach dem, was bisher ist erwiesen worden, nichts anders seyn, als das Daseyn sittlich-vernünftiger

Wesen

Wesen und die unaufhörliche Thätigkeit, Uebung und Veredlung ihrer moralischen Kräfte, nebst der eines jeden persönlichen Werthe genau angemessenen Glückseligkeit. *) Und was folgt nun aus diesem allem natürlicher, als daß diejenige Welt nach unserm, so wie nach Gottes Urtheile, die zweckmäßigste und beste sey, welche so beschaffen ist, daß in derselben das möglich größte Maaß der moralischen Thätigkeit und Ausbildung, nebst dem mit dieser, als der Glückseligkeitswürdigkeit, vollkommen harmonirenden Wohlseyn, realisirt wird? Da nun der Welturheber außer der größten Erkenntnis, Weisheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit, auch die unumschränkteste Macht besitzt; so ergiebt sich leicht, daß diejenige Welt, die er erschaffen hat, unter allen nur denkbaren und an sich möglichen Welten, die beste in der so eben bestimmten Bedeutung des Wortes seyn müsse.

*) „Das, was allein eine Welt zum Gegenstande des göttlichen Rathschlusses und zum Zwecke der Schöpfung machen kann, (sagt Kant in der Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft, S. 67), ist die Menschheit — das vernünftige Weltwesen überhaupt — in ihrer moralischen ganzen Vollkommenheit, wovon, als oberster Bedingung, die Glückseligkeit die unmittelbare Folge in dem Willen des höchsten Wesens ist."

Wir würden uns demnach die Sache sehr verkehrt vorstellen, wenn wir es des höchsten Weltschöpfers würdig, ja sogar seiner Natur und seinen Vollkommenheiten nach nothwendig erachten wollten, daß er die möglich größte Glückseligkeit der Lebendigen sich zum letzen Zwecke mache, die sittliche Güte seiner moralischen Geschöpfe aber in sofern wolle und billige, als sie ein Mittel ihrer Glückseligkeit abgebe; daß mithin in der besten Welt alles, außer der Glückseligkeit, entweder bloßes Mittel zu dieser, oder doch nur Nebenzweck, folglich der Glückseligkeit untergeordnet seyn müsse. Die Sache verhält sich gerade umgekehrt. In dem Urtheile des Gottes, an den uns die rein-praktische Vernunft glauben lehrt, giebt die Tugend allein einem vernünftigen Subjekte unbedingten Werth; die Glückseligkeit der Geschöpfe aber ist nur insofern ein Gegenstand des göttlichen Beifalles, Gutheißens und Willens, als sie ihrer sittlichen Würdigkeit entspricht. Die vornehmste Absicht also, in der Gott die Menschen und alle andere vernünftige Wesen erschuf, war nicht die, daß sie glücklich, sondern die, daß sie vor allen Dingen sittlich-gut, und nur unter der Bedingung ihrer sittlichen Güte glücklich seyn sollten. Da nun dem zufolge der erste und oberste Schöpfungszweck, dem alles angepaßt und subordinirt seyn muß, kein anderer,

als

als die Sittlichkeit der Vernunftwesen ist, der zweite mit jenem erstern genau verbundene Weltzweck aber in dem der moralischen Würdigkeit jeder Person angemessenen Grade der Glückseligkeit besteht; so ist offenbar, daß diese Welt nur insofern die beste zu nennen sey, als unter allen nur denkbaren möglichen Welten keine ist, in der die ebengedachte Absicht des Schöpfers eben so sicher und eben so vollständig, wie in der wirklich existirenden, erreicht werden könnte.

Es läßt sich eine Welt denken, die weit mehr Glückseligkeit enthielte, als die gegenwärtige, und zwar so, daß die Glückseligkeit nicht nach Verdienst, oder wohl gar ohne alle Rücksicht auf Würdigkeit ausgetheilt wäre. Würde wohl eine solche Welteinrichtung in den Augen Gottes, würde sie nach dem Urtheile unsrer eigenen Vernunft eine gute oder gar die beste Welteinrichtung seyn? Keinesweges! Denn die Natur jeder, folglich auch der höchsten moralischen Vernunft bringt es so mit sich, daß sie nur eine solche Einrichtung und Anordnung der Dinge genehmigen und gut heißen kann, in der sowohl Glück als Unglück nach den Regeln der strengsten Gerechtigkeit ausgetheilt ist.

In der besten Welt sind demnach die moralischen oder die mit moralischen Anlagen begabten Wesen

Wesen um ihrer selbst willen da, sie sind Zweck an sich; und ihre stets wachsende sittliche Ausbildung ist der vornehmste oder höchste Endzweck der Schöpfung. Mit diesem aber ist die Angemessenheit des Wohls und Wehes der sittlichen Wesen zu ihrem persönlichen Werthe, als zweiter Bestandtheil des vollkommensten Gutes, unzertrennlich verbunden. Es besteht demnach das vollendete Objekt der höchsten Weisheit, oder, welches eben dasselbe ist, der vollständige Endzweck der durch die höchste Weisheit existirenden, d. h. der besten Welt, in der Sittlichkeit und in der ihr angemessenen Glückseligkeit der Vernunftwesen. Alles übrige in der Welt ist theils um der vernünftigen Wesen willen vorhanden, theils also beschaffen, daß es den Absichten, die der Schöpfer mit den vornehmsten seiner Geschöpfe hat, nicht hinderlich, sondern denselben vielmehr auf nähere oder entferntere Weise beförderlich wird. Alles ist demnach jenem Weltendzwecke subordinirt: nichts ist, das sich mit demselben nicht verträgt, oder zu dessen Erreichung nicht mitwirkt. Es würde von dem Daseyn aller Arten von Weltwesen kein befriedigender Grund anzugeben seyn, wenn nicht vernünftige Geschöpfe existirten, um derentwillen die höchste Weisheit alle übrige Dinge erschuf; — Wesen, die sich der Vernunft nicht bloß zur Befriedigung ihres

Glück-

Glückseligkeitstriebes, sondern auch vorzüglich zur Erlangung eines absoluten persönlichen Werthes durch Tugend zu bedienen wissen. Denn nur ihre sittliche Natur macht sie fähig, Zwecke an sich selbst zu seyn: und die Thätigkeit und Ausbildung ihrer moralischen Kräfte, sittliche Güte, Tugend, ist in dem Grade Gegenstand der ganz absoluten Billigung jeder Vernunft, daß die Frage: „Warum moralische Wesen existiren?“ — eine ganz unvernünftige Frage seyn würde.

Jede Welt, in der moralische Wesen leben, und den Endzweck ihres Daseyns, sittliche Vervollkommnung erreichen sollen, muß also eingerichtet seyn, daß diese nicht nur die Mittel zur Fortsetzung ihrer Existenz, sondern auch zu ihrer stets fortschreitenden intellektuellen und sittlichen Ausbildung darin finden. Was insbesondere diese Menschenwelt betrifft; so muß dieselbe, wofern sie den Namen der besten verdienen soll, aus mehrern Gründen, mancherlei feinere und gröbere, edlere und unedlere, sinnlichere und geistigere Genußarten darbieten. Die Reize des Angenehmen und dessen Genuß können und sollen eines Theils zu Mitteln der Erhaltung unsrer irrdischen Existenz dienen; andern Theils soll, wie schon oben ist bemerkt worden, das Verlangen darnach auf vielfache Weise uns ein starker Antrieb zur

Uebung, Entwickelung und Vervollkommnung aller unserer Fähigkeiten und Kräfte werden, deren stets fortschreitende Kultur und vernünftige Anwendung die sittliche Veredlung theils vorbereiten, theils herbeiführen muß. — Ueberdas ist ja das Wohlseyn der Menschen, als moralischer Wesen, nach dem Vorhergehenden, auch an sich Zweck des Schöpfers, in sofern sie sich durch Rechtverhalten des Wohlseyns moralisch - empfänglich und würdig machen. Sollten daher nicht die mancherlei Arten der irdischen Vergnügungen, besonders die edlern und geistigern, auch dazu dienen, daß der Tugendhafte durch sie schon hier einen Theil der ihm gebührenden Glückseligkeit genieße?

Da aber, wenn diese Welt die beste genannt wird, nicht bloß diese irdische Welt und dieses gegenwärtige Leben, sondern das ganze Universum in seiner endlosen Dauer zu verstehen ist; so darf es nicht befremden, daß in der Periode dieses irdischen Daseyns die meisten Menschen nur eine niedrige Stufe der Sittlichkeit erreichen: denn die ewige Fortdauer unsers Geistes, an welche zu glauben wir in unsrer praktisch-moralischen Vernunft die wichtigsten Gründe finden, eröffnet jedem sittlichen Wesen eine endlose Laufbahn zu immer steigender Veredlung. Eben so wenig darf

darf es uns irre machen, daß nach unseren Einsichten zu urtheilen, der Tugend das ihr gebührende Maaß der Glückseligkeit hier nur selten zu Theil wird. Denn so oft die höchste Weisheit siehet, daß Entbehrung des Vergnügens und Wohlseyn, oder Erduldung des Uebels Bedingung und Mittel höherer und sittlicher Kultur sey, so ist es ihrer durchaus würdig, dem Tugendhaften den Grad der Glückseligkeit, auf den er gerechten Anspruch hat, auf die Zukunft vorzubehalten, wo das, was er hier entbehrte oder erduldete, desto reichlicher wird ersetzt und vergolten werden, jemehr er sich durch eine gelassene Fügung unter sein hartes Schicksal, durch standhafte Ertragung der Uebel des Lebens und durch ein weises Verhalten unter dem Drucke derselben eines noch größerm Maaßes von Glückseligkeit wird würdig gemacht haben.

Aus den bisherigen Betrachtungen erhellet, daß jedes physische Uebel in der besten Welt allerdings als Bedingung und Mittel irgend eines größern Guten muß angesehen werden; aber nicht zunächst als Mittel größerer Glückseligkeit, sondern — höherer Vervollkommnung der Menschennatur, vorzüglich sittlicher Ausbildung einzelner Subjekte, ganzer Nationen oder gar der gesammten Menschheit: und weil diese moralische

Ver-

Veredlung die Bedingung ist, unter der allein das allerweiseste und gerechteste Wesen seine vernünftigen Geschöpfe beglücken kann; so ist jedes Uebel entfernter Weise auch Mittel größerer Glückseligkeit. Diesem zufolge sind es bloß die Principien der rein-praktischen Vernunft, vermittelst welcher die viel wahres enthaltenden Vorstellungen des eudämonistischen Optimismus völlig bestimmt und gehörig berichtiget werden können.

Gleichwie also alles angenehme, das die vernünftigen Weltwesen genießen, eines Theils Zweck des Schöpfers an sich ist, — indem es seine Weisheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit nothwendig macht, daß er dem sittlichen Verdienste früher oder später das ihm gebührende Maaß von Glückseligkeit zu Theil werden lasse, *) — andern Theils aber zum nähern oder entferntern Mittel höherer moralischer Vervollkommnung dient: so muß auch alles die Menschen treffende physische Uebel in der Welt aus einem doppelten Gesichtspunkte

*) Die allwissende Gottheit, die auch das verborgendste Gute entdeckt, kann selbst die lasterhaftesten Menschen der irdischen Glückseligkeit, die sie ihnen zu Theil werden läßt, nicht ganz unwürdig achten. Sie haben ihren Lohn dahin für das Gute das noch an ihnen ist; da hingegen manchem Tugendhaften der seinige auf die Zukunft vorbehalten bleibt.

punkte betrachtet werden. Jedes dieser Uebel ist nehmlich theils Zweck an sich, als Strafe, welche die vernünftigen Wesen durch Untugend verdienen; theils Mittel zu größerm moralischen und von diesem abhängigen physischen Guten. Es ist daher, nach den Grundsätzen der sittlich-praktischen Vernunft, ein Irrthum, wenn man es für Gottes unwürdig hält, bei dem Weltübel noch etwas anders, als das durch sie zu bewirkende größere Wohlseyn der Geschöpfe zur Absicht zu haben: denn die Unsittlichkeit verdient, auch ohne alle weitere Rücksicht, Strafe; und Gott wäre nicht der Gerechteste, wenn er nicht einem jeden nach Verdienst vergälte. *) Nicht weniger

*) „Die Hypothese: alle Uebel in der Welt im Allgemeinen als Strafen für begangene Uebertretungen anzusehen (sagt Kant in der Rel. innerh. der Gränz. d. bloßen Vern. S. 90), kann nicht sowohl, als zum Behufe einer Theodicee oder als Erfindung zum Behufe der Priesterreligion ersonnen angenommen werden; denn sie ist zu gemein, um so künstlich ausgedacht zu seyn: sondern sie liegt vermuthlich der menschlichen Vernunft sehr nahe, welche geneigt ist, den Lauf der Natur an die Gesetze der Moralität anzuknüpfen, und die daraus den Gedanken sehr natürlich hervorbringt, daß wir zuvor bessere Menschen zu werden suchen sollen, ehe wir verlangen können, von den Uebeln des Lebens befreit zu werden, oder sie durch

weniger aber würde man auch irren, wenn man glauben wollte, Gott habe bei den von ihm verhängten und zugelassenen Uebeln weiter gar keinen Zweck, als daß einem jeden das widerfahre, dessen er werth ist; denn es würde, wie es scheint, von Mangel an Weisheit oder an Vermögen zeugen, wenn der Schöpfer nicht selbst die Uebel, die den Menschen nach Verdienst begegnen, also einzurichten und zu lenken wüßte, daß auch durch sie jener höchste vollständige Weltendzweck, sittliche Ausbildung und davon abhängende Glückseligkeit, befördert würde. Auf wie vielerlei Weise das alles in der vollkommensten Welt geschehen könne, und wirklich geschehe, dieses vollständig einzusehen geht weit über alles menschliche Vermögen. Auch gehören dergleichen Untersuchungen nicht hierher, wo bloß die Absicht war, theils zu erweisen, daß diese wirkliche Welt den Nahmen der besten aller möglichen Welten verdiene: theils zu zeigen, was man sich eigentlich unter diesem Ausdrucke zu denken habe, oder

durch überwiegendes Wohl zu vergüten. Darum wird der erste Mensch in der heiligen Schrift, als zur Arbeit, wenn er essen wollte, sein Weib, daß sie mit Schmerzen Kinder gebären sollte, und beide als zum Sterben, um ihrer Uebertretung willen verdammt vorgestellt" u. s. w.

oder in welchem Verstande diese Welt die beste genannt werde. Diese doppelte Absicht scheint mir mit Hülfe der Ideen der sittlich-praktischen Vernunft völlig erreicht werden zu können, ohne daß man sich in die Erörterung der Frage: wie die höchste Weisheit den Weltendzweck realisire, und welcher Veranstaltungen sie sich hierzu bediene? einzulassen nöthig habe.

Ob in der besten Welt ein einziges vernünftiges Wesen existire, das ganz böse und gar keiner Besserung fähig, mithin zu immerwährender Unglückseligkeit verdammt sey, hieran läßt sich sehr zweifeln. Es scheint der höchsten Weisheit und Heiligkeit unwürdig, irgend ein vernünftiges Geschöpf ins Daseyn zu rufen, von dem sie sähe, daß ihre Absicht, sittliche Veredlung und Glückseligkeit, nie an demselben werde erreicht werden. Ein mit moralischen Anlagen und Willensfreiheit begabtes Wesen kann zwar tief in Unsittlichkeit versinken. Auch kann es auf dem von ihm schon angetretenen Wege seiner Vervollkommnung eine Zeit lang stille zu stehen, oder gar wieder zurückzugehen scheinen. Aber sollte es nicht endlich — wäre es auch erst in einem andern Leben — eine bessere Wendung mit ihm nehmen müssen? Sollte nicht das aus dem Bewußtseyn der Unsittlichkeit entspringende Gefühl der Selbstverdammung und Selbstverachtung, gegen

das doch kein moralisches Wesen auf immer verhärtet seyn kann, — sollten nicht die Strafübel, die sich jeder Sittlich-verdorbene früher oder später gewiß zuziehet, endlich noch Mittel in des Allweisen Hand werden, ihn auf den Weg zu seiner Bestimmung zu führen? *) —

Dieses

*) In dem 2ten Stück des philosophischen Journals herausgegeben von Herrn Prof. Niethhammer, steht eine Abhandlung, welche den Titel führt: „Apologie des Teufels von Herrn D. Erhard": ein Aufsatz der viel reichhaltiger und für die praktische Philosophie wichtiger ist, als der Titel zu versprechen scheint. In dieser Abhandlung soll bewiesen werden, daß ein ganz sittlich-böses, unverbesserliches Wesen nicht bloß denkbar, sondern auch dessen Existenz nicht geradezu zu läugnen sey, obgleich über dessen wirkliches Daseyn nichts entschieden wird. Gegen die Denkbarkeit eines so ganz verderbten moralischen Wesens will ich nichts einwenden. Daß aber der weiseste und heiligste Gott ein Geschöpf solle hervorgebracht haben, von dem er doch, vermöge seiner Allwissenheit, gewiß wußte, daß es unbedingt boshaft und ohne alle Rettung unglücklich seyn und bleiben, d. i. seine Vernunft und seine Freiheit immer und ewig zum Bösen misbrauchen und sich dadurch endlose Strafen zuziehen würde, hiervon kann ich mich nicht überzeugen. Die Existenz des Teufels will ich damit nicht läugnen: ich gestehe vielmehr gern, daß ich es nie recht habe begreifen können, wie es unter gewissen Theologen nach dem modernsten Geschmacke zum herrschenden Tone habe werden können, die Meinung von dem Daseyn solcher außerirdischen, sittlich-

Dieses sind, wie mich dünkt, die vornehmsten Resultate, die sich aus der Idee von der Gottheit, wie sie uns der moralische Erkenntnisgrund gewähret, zur Bestimmung des Begriffs der besten Welt, ganz natürlich herleiten lassen; und sie scheinen mir, als ungezwungene Folgerungen aus jener Idee, eben so weit über jeden Zweifel erhaben zu seyn, als es die Realität des Begriffes selbst ist, den ich mir von Gott als dem allervollkommensten Wesen zu bilden, mich durch meine moralisch-praktische Natur gedrungen fühle.

* * *

Wenn nun die stets fortdauernde Wirksamkeit der moralischen Kräfte, und die beständig wachsende sittliche Vervollkommnung der Vernunftwesen als der letzte Schöpfungszweck in der besten

sittlich-bösen Wesen als eine abergläubische Grille zu belächeln. Allein ob der Teufel, wofern er wirklich existirt, den tiefsten nur denkbaren Grad der moralischen Verderbtheit erreicht habe, d. i. ob er so ganz Teufel sey, wie ihn Herr Erhard schildert, das ist eine andere Frage. Ich finde weder in der Vernunft noch in der heiligen Schrift hinlänglichen Grund, ihn als ein so durchaus verdorbenes Wesen zu denken, das gar keiner Besserung, oder, wenn man lieber will, keiner Vermindrung seiner Unsittlichkeit fähig wäre.

Welt anerkannt wird; so entsteht die Frage: ob man hierunter bloß die allmähliche moralische Veredlung jedes Individuums in seiner ganzen Dauer, oder auch die immer steigende sittliche Ausbildung des ganzen Menschengeschlechts schon hier auf Erden, zu verstehen habe. Meiner Ueberzeugung nach läßt sich bloß das Erstere aus den Grundsätzen der sittlichen Natur, als Postulat der rein-praktischen Vernunft, mit Gewißheit folgern. Jeder einzelne Mensch, der hier seine endlose Laufbahn gleichsam erst antritt, und auf dieser Erde nur einen sehr kleinen Theil seiner Existenz zubringt, ist zur allmählichen sittlichen Kultur bestimmt: dies leidet keinen Zweifel. Wenn also diese höchste Absicht des Schöpfers an jedem Individuum, in der Totalität seines unbegränzten Daseyns erreicht wird; d. i. wenn jeder Mensch von einer Stufe der Sittlichkeit und der davon abhängenden Glückseligkeit zur andern fortgeht; so wird dadurch der oft gedachte Weltendzweck in der That realisirt: und hiermit ist die Forderung, welche die Vernunft in Rücksicht auf die ganze Welt an das höchste Wesen thut, erfüllt. Ob nun aber auch schon in der gegenwärtigen Weltperiode das Menschengeschlecht im Ganzen an wahrer Aufgeklärtheit und Moralität stets zunehme oder nicht, d. i. ob in jedem folgenden Weltalter eine größere Summe von Tu-

gend auf Erden zu finden sey, als in den vorhergehenden; oder ob die menschliche Gattung in Rücksicht auf Sittlichkeit sich im Ganzen hier auf Erden ziemlich gleich bleibe, und, wenn sie auch zuweilen merkliche Fortschritte macht, bald darauf wieder eben so weit zurückgehe? — dies ist eine Frage, deren Beantwortung meiner Ueberzeugung nach der praktischen Vernunft ziemlich gleichgültig seyn kann, und in die sie sich gar nicht nöthig hat einzulassen.

Indessen weiß ich wohl, daß viele vortreffliche Männer hierin anderer Meinung sind. Einige gehen sogar so weit, daß sie es für eine nothwendige Folge von dem Daseyn eines allweisen und allmächtigen Urhebers und Regierers der Welt ausgeben, daß es, wie sie sich ausdrücken, auf Erden immer besser, oder daß das menschliche Geschlecht im Ganzen immer aufgeklärter, tugendhafter und glücklicher werde. Sie erklären sich auch ausdrücklich dahin, daß sie allen Glauben an eine allweise Vorsehung aufgeben würden, wofern es möglich wäre, sie von dem Ungrunde dieser Meinung zu überzeugen.

Selbst Kant, ob er gleich von dieser Uebertreibung weit entfernt bleibt, tritt doch an mehrern Stellen seiner Schriften der Meinung bei: „daß die Menschheit im Ganzen stets zum Bessern fortschreite.“ Doch giebt er dieses ausdrücklich

 bloß

bloß für seine Meinung aus, nicht, wie die eben erwähnten Schriftsteller, für einen wesentlichen Glaubensartikel, der auf Principien der praktischen Vernunft beruhenden moralischen Religion. Ich kann mich nicht enthalten, der Gedankenfolge des berühmten Philosophen über diesen anziehenden Gegenstand noch etwas weiter nachzugehen, und zu dem, was er darüber sagt, einige meiner Bemerkungen hinzuzufügen.

In dem Septemberstücke der Berlinischen Monatsschrift v. J. 1793. steht eine Abhandlung von dem großen Weltweisen, mit dem Titel: „Ueber den Gemeinspruch; das mag in der Theorie richtig seyn, taugt aber nicht für die Praxis", wo er sagt, die Beantwortung der Frage: „ob das menschliche Geschlecht im Ganzen zu lieben, oder ob es mit Unwillen und Verachtung zu betrachteu sey", beruhe auf der Beantwortung einer andern Frage, nehmlich, „ob in der menschlichen Natur Anlagen vorhanden seyen, aus denen sich abnehmen lasse, daß die Gattung immer zum Bessern fortgehen, und das Böse itziger und vergangener Zeiten sich im Guten der künftigen verlieren werde". Nur im Falle einer bejahenden Antwort auf diese letztere Frage, fährt er fort, können wir die Gattung in ihrer beständigen Annäherung zum Guten lieben; sonst müßten wir sie hassen nnd verabscheuen.

en. Denn was böse sey und bleibe, vornehmlich das in vorsäzlicher wechselseitiger Verletzung der heiligsten Menschenrechte sich äußernde Böse, könne man, auch bei der größten Bemühung, Liebe in sich zu erzwingen, doch nicht vermeiden zu hassen; ein Haß, der zwar nicht nothwendig andern Menschen Uebels zuzufügen suche, aber uns doch dahin bringe, daß wir wünschen, mit ihnen so wenig wie möglich zu thun zu haben. Wenn es ein einer Gottheit würdiger Anblick sey, einen tugendhaften Mann mit Widerwärtigkeiten und Versuchungen zum Bösen ringen, und ihn dennoch dagegen Stand halten zu sehen; so sey es ein nicht bloß einer Gottheit, sondern selbst des gemeinsten aber wohldenkenden Menschen höchst unwürdiger Anblick, das menschliche Geschlecht von Periode zu Periode zur Tugend hinauf Schritte thun, und bald darauf eben so tief wieder in Laster und Elend zurückfallen zu sehen. Eine Weile diesem Trauerspiele zuzuschauen, könne vielleicht rührend und belehrend seyn: aber endlich müsse doch der Vorhang fallen. Denn auf die Länge werde es zum Possenspiele: und wenn die Akteure es gleich nicht müde werden, weil sie Narren seyen; so werde es doch der Zuschauer, der an einem oder dem andern Akte genug habe, wenn er daraus mit Grunde abnehmen könne, daß das nie zu Ende kommende

Stück ein ewiges Einerlei sey. Mann dürfe daher annehmen, daß, da das menschliche Geschlecht beständig im Fortrücken, in Ansehung der Kultur, als dem Naturzwecke desselben, sey, es auch im Fortschreiten zum Bessern in Ansehung des moralischen Zwecks seines Daseyns begriffen sey, und daß dieses zwar bisweilen unterbrochen, aber nie abgebrochen werde. Die Wahrheit dieser Voraussetzung zu beweisen sey nicht nöthig; der Gegner derselben müsse beweisen: denn sie beruhe auf dem Gefühle der jedem Menschen angebornen Pflicht, so auf die Nachkommenschaft zu wirken, daß sie immer besser werde; wovon also auch die Möglichkeit angenommen werden müsse. Gesetzt auch, es ließen sich aus der Geschichte noch so viele Zweifel gegen diese Hoffnungen erregen, die, wenn sie beweisend wären, uns bewegen könnten, von einer dem Anscheine nach vergeblichen Arbeit abzulassen; so dürfe doch, so lange dieses nur nicht ganz gewiß gemacht werden könne, die Pflicht gegen die Klugheitsregel, nicht auf das Unthunliche hinzuarbeiten, keinesweges vertauscht werden, weil diese Unthunlichkeit bloße Hypothese sey. Und so ungewiß man immer seyn und bleiben möge, ob für das menschliche Geschlecht das Bessere zu hoffen sey; so könne das doch nicht der Maxime, dieses Besserwerden nach Möglichkeit zu befördern,

mithin

mithin auch nicht der in praktischer Absicht nothwendigen Voraussetzung, daß dieses thunlich sey, Abbruch thun. Auch habe diese Hoffnung besserer Zeiten, ohne welche nie eine ernstliche Begierde, etwas dem allgemeinen Wohl ersprießliches zu thun, das menschliche Herz würde erwärmt haben, jederzeit auf die Bearbeitung der Wohldenkenden Einfluß gehabt. Bei dem traurigen Anblicke, nicht sowohl der Uebel, die das menschliche Geschlecht aus Naturursachen drücken, als vielmehr derjenigen, welche sich die Menschen unter einander selbst anthun, erheitere sich doch das Gemüth durch die Aussicht, es könne künftig besser werden: und zwar mit uneigennützigen Wohlwollen, wenn wir längst im Grabe seyn, und die Früchte, die wir zum Theil selbst gesäet haben, nicht einärnten werden. Empirische Beweisgründe wider das Gelingen, der auf Hoffnung genommenen Entschließungen, an der Besserung unsrer Gattung zu arbeiten, setzt er hinzu, richten hier nichts aus. Denn daß dasjenige, was bisher noch nicht gelungen sey, darum auch nie gelingen werde, berechtige nicht einmal, eine pragmatische oder technische Absicht aufzugeben, noch weniger aber eine moralische, welche, wenn ihre Bewirkung nur nicht demonstrativ-unmöglich sey, Pflicht werde. Ueberdem lassen sich manche Beweise geben, daß das menschliche Geschlecht

schlecht, im Ganzen, wirklich in unserm Zeitalter, in Vergleichung mit allen vorigen, ansehnlich zum Moralisch-bessern fortgerückt sey, — kurz dauernde Hemmungen können nichts dagegen beweisen; — und daß das Geschrei von der unaufhaltsam zunehmenden Verunartung desselben gerade daher komme, daß, wenn es auf einer höhern Stufe der Moralität stehe, es noch weiter vor sich sehe; und das Urtheil über das, was man ist, in Vergleichung mit dem, was man seyn sollte, mithin unser Selbsttadel, immer desto strenger werde, je mehr Stufen der Sittlichkeit wir im Ganzen des uns bekannt gewordenen Weltlaufs schon erstiegen haben. — Was die Mittel betreff , diesen immerwährenden Fortschritt zum Bessern zu bewirken oder zu beschleunigen; so hänge dieser ins unermeßlich Weite gehende Erfolg nicht sowohl davon ab, was wir thun und nach welcher Methode wir verfahren sollen, um es zu bewirken; sondern von dem, was die menschliche Natur in uns und mit uns thun werde, um uns in ein Gleis zu nöthigen, in welches wir uns von selbst nicht leicht fügen würden. Denn von ihr, oder vielmehr — weil höchste Weisheit zur Vollendung dieses Zwecks erfordert wird — von der Vorsehung allein, können wir einen Erfolg erwarten, der aufs Ganze, und von da auf die Theile gehe, da im

Gegentheil

Gegentheil die Menschen mit ihren Entwürfen nur von den Theilen ausgehen, wohl gar nur bei ihnen stehen bleiben, und aufs Ganze, als ein solches, welches für sie zu groß ist, zwar ihre Ideen, aber nicht ihren Einfluß erstrecken können: vornehmlich da sie, in ihren Entwürfen einander widerwärtig, sich aus eigenem freiem Vorsatz schwerlich dazu vereinigen würden. So wie allseitige Gewaltthätigkeit und daraus entspringende Noth endlich ein Volk zur Entschließung bringen mußte, sich dem Zwange, den ihm die Vernunft selbst als Mittel vorschreibe, nehmlich dem öffentlichen Gesetze zu unterwerfen, und in eine staats bürgerliche Verfassung zu treten; so müsse auch die Noth aus den beständigen Kriegen, in welchen wiederum Staaten einander zu schmälern oder zu unterjochen suchen, sie zuletzt dahin bringen, selbst wider Willen, entweder in eine weltbürgerliche Verfassung zu treten; oder falls ein solcher Zustand eines allgemeinen Friedens für die Freiheit gefährlich sey, indem er den schrecklichsten Despotismus herbeiführe, so müsse sie diese Noth doch zu einem Zustande zwingen, der zwar kein weltbürgerliches gemeines Wesen unter einem Oberhaupte, aber doch ein rechtlicher Zustand der Föderation nach einem gemeinschaftlich verabredeten Völkerrechte sey. Ein solches auf öffentliche, mit Macht be-

gleitete Gesetze, denen sich jeder Staat unterwerfen müßte, gegründetes Völkerrecht sey das einzige Mittel gegen das Elend, welches theils die so häufigen Kriege selbst, theils die bloßen Rüstungen zur Vertheidigung, die den Frieden oft noch drückender und für die innere Wohlfarth zerstörender machen, als selbst den Krieg, der Menschheit ohne Unterlaß zuzufügen. Und indem nun bei einer solchen völkerrechtlichen Verfassung jeder Staat, unvermögend, einem andern gewaltthätig zu schaden, sich allein an das Recht halten müsse; so werde die Nachkommenschaft immer zum Bessern selbst im moralischen Sinne, fortschreiten können. Es sey demnach die Vorsehung, von der die zur Erfüllung der moralischen Wünsche und Hoffnungen des Menschen erforderlichen Umstände erwartet werden müssen: diese werde dem Zwecke der Menschheit im Ganzen ihrer Gattung, zur Erreichung ihrer endlichen Bestimmung durch freien Gebrauch ihrer Kräfte, so weit sie reichen, einen Ausgang verschaffen, welchem die Zwecke der Menschen, abgesondert betrachtet, gerade entgegen wirken. Denn eben die Entgegenwirkung der Neigungen, aus welchen das Böse entspringe, unter einander, verschaffe der Vernunft ein freies Spiel, sie insgesammt zu unterjochen; und, statt des Bösen; was sich selbst zerstöre, das Gute,

welches

welches, wenn es einmal da ist, sich fernerhin von selbst erhalte, herrschend zu machen *)

Es sey mir erlaubt, über dieses ungemein interessante Räsonnement des großen Mannes, — das ich meistens mit seinen eigenen Worten ausgezogen habe, einige Bemerkungen beizufügen.

Zuförderst erinnere ich, daß ich unter der moralischen Veredlung, zu der, nach **Kants** und Andrer Meinung, die Menschheit im Ganzen immer weiter fortschreitet, und die jedes Individuum nach Vermögen befördern soll, nicht bloß eigentliche reine Tugend, d. i. Wollen und Ausübung des Guten lediglich um des Guten selbst willen, verstehe: ich denke mir vielmehr unter diesem Ausdrucke **Moralität** oder **Tugend in weiterer Bedeutung**, d. h. Angemessenheit des Verhaltens zum Gesetze, oder Legalität des Thuns und Lassens, die Triebfedern dazu seyn, welche sie wollen. Derjenige Mensch wird gebessert oder tugendhaft, in diesem weitern Sinne des Worts, welcher von dem überwiegenden Hange zu gesetzwidrigen Handlungen nach und nach

*) S. das oben genannte Stück der Berl. Monatsschrift S. 270. ff. diese Hypothese findet sich auch in **Kants** Schrift: „Zum ewigen Frieden. Königsb, 1795."

nach zu der entgegengesetzten Fertigkeit eines legalen Verhaltens übergeht, die Motive dazu mögen nun rein-moralisch, oder auch zum Theil von anderer Beschaffenheit seyn. „Der Mensch findet sich tugendhaft, sagt Kant *), wenn er sich in den Maximen, seine Pflicht zu beobachten, befestigt fühlt, obgleich nicht aus dem obersten Grunde aller Maximen, nehmlich aus Pflicht; sondern der Unmäßige z. B. kehrt zur Mäßigkeit, um der Gesundheit, der Lügenhafte zur Wahrheit, um der Ehre, der Ungerechte zur bürgerlichen Ehrlichkeit, um der Ruhe oder des Erwerbs willen u. s. w. zurück: Alle nach dem gepriesenen Princip der Glückseligkeit.“ Diese Art der Tugend, bei deren Beurtheilung auf die Beschaffenheit der Triebfedern keine Rücksicht genommen wird, erwirbt man sich nach und nach: sie ist eine lange Gewohnheit in Befolgung gesetzmäßiger Maximen, die aber ihren Grund nicht bloß in der Achtung gegen das Gesetz hat. Wofern es indessen an dieser Achtung nicht ganz fehlt; so wird selbige, durch die Mitwirkung nicht-sittlicher Triebfedern unterstützt, mit der Zeit immer größere Herrschaft über das Gemüth erhalten, und je länger jemehr des Beistandes jener nicht-mo-

*) S. die Relig. innerh. d. Gränzen d. bloßen Vern. S. 50.

moralischen Antriebe zur Beschränkung unsittlicher Neigungen entbehren können. Auf diese Art läutert sich die zuvor noch unlautere Tugend allmählich zu ächter Sittlichkeit, und so nähert sich im Fortgange der Zeit die Legalität der Maximen und des Verhaltens der vollkommenen Heiligkeit der Gesinnnngen und des Willens. „Der Mensch, sagt eben der große Philosoph *), ist nur in continuirlichem Wirken und Werden ein guter Mensch: d. i. er kann hoffen, daß er, bei einer solchen Reinigkeit des Princips, welches er sich zur obersten Maxime seiner Willkühr genommen hat, und der Festigkeit desselben, sich auf dem guten obgleich schmalen Wege eines beständigen Fortschreitens vom Schlechten zum Bessern befinde. Dies ist für denjenigen, der den intelligiblen Grund des Herzens (aller Maximen der Willkühr) durchschauet, für den also diese Unendlichkeit des Fortschritts Einheit ist, d. i. für Gott, so viel, als wirklich ein guter ihm gefälliger Mensch seyn." — Eben so verhält es sich auch bei ganzen Völkern, und, nach obiger Hypothese, bei dem gesammten Menschengeschlechte. Die allweise Vorsehung bedient sich bald gelinderer, bald härterer Mittel, um eine Nation nach der andern dem Stan-

*) S. die Relig. innerh. d. Gränzen d. bloßen Vern. S. 51.

Stande der thierischen Roheit und wilden Gesezlosigkeit zu entreißen, und sie in den Zustand der Civilisirung, (den man im Gegensatze, mit jenem Zustande der rohen Thierheit, den Stand der Menschheit nennen kann,) hinüberzuführen, wo, wenn auch nicht reine Sittlichkeit, doch eine vernünftige oder eine durch Vernunft vergleichende und berechnende Selbstliebe das herrschende Princip des Handelns ist. In diesem Zustande der immer steigenden Kultur — so zahlreich und so groß auch die Laster sind, welche dieselbe zu begleiten pflegen — entzieht sich die Menschheit doch immer mehr der Tyrannei der thierischen Sinnlichkeit und gewöhnt sich nach und nach an die feinern Genußarten, wodurch zugleich alle Geisteskräfte entwickelt und gebildet werden. Sie wird in ihrem Begehren und Wollen nicht mehr bloß von gegenwärtigen Reizungen bestimmt, sondern durch allgemeinere Maximen und praktische Regeln, und zwar vornehmlich nach bürgerlichen Gesetzen, regiert: und je vollkommener die Gesezgebung, die Handhabung des Rechts, die Policei, die Erziehung, der Volksunterricht und die Beispiele der Angesehensten im Staate sind, desto legaler wird auch das Verhalten der Bürger im Ganzen seyn. Hieraus entsteht derjenige ruhige Zustand, in welchem wahre sittliche Kultur der Menschheit immer besser Wurzel fassen und gedeihen kann. —

Man

Man sieht hieraus, daß das, was Menschen, und selbst die Vorsehung, vermittelst der Regierung der äußern Umstände, zur sittlichen Ausbildung des Menschengeschlechts im Großen thun können, zunächst nur die Legalität des Charakters und des Verhaltens zum Zwecke hat, wodurch aber doch entfernterweise die Alleinherrschaft der moralisch-praktischen Vernunft vorbereitet und nach und nach herbeigeführt wird

Nach dieser vorläufigen Betrachtung gehe ich nun zu meinen Bemerkungen über die oben vorgetragene Hypothese des Königsbergischen Philosophen fort.

Es leidet keinen Zweifel, daß jeder Mensch verbunden sey, sowohl in sich selbst, als auch in der Welt außer sich, die sittliche Kultur nach allem Vermögen zu befördern, d. i so auf seine Zeitgenossen und durch diese auch auf die Nachwelt zu wirken, daß des Edeln und Guten auf Erden immer mehr werde. Denn indem uns die Vernunft die Tugend als das Beste und Vortrefflichste vorstellt, das der Mensch zu denken und zu wollen fähig ist; so legt sie uns auch die Pflicht auf, die Summe des Sittlich-guten, so weit dieses von uns abhängt, in unserm Wirkungskreise stets zu vermehren, wenigstens alles, was näher oder entfernter Bedingung und Mittel

größerer Moralität und Legalität auf Erden werden kann, zum Gegenstande unsrer eifrigsten und unabläßigsten Bemühungen zu machen. Nun kann dieser Pflicht auf eine doppelte Art von uns Genüge geleistet werden: einmal, indem wir zu der sittlichen Veredlung einzelner Individuen, und dann auch, indem wir zu der moralischen Vervollkommnung unsrer ganzen Gattung oder doch eines beträchtlichen Theils derselben thätig zu seyn suchen. Der Vater z. B., der seine Kinder zum Guten erzieht, erfüllt diese Pflicht auf die erstere, der Regent, der durch zweckmäßige Anstalten die Kultur seines Volks zu befördern, oder der Schriftsteller, welcher sittliche Grundsätze im großen Publikum zu verbreiten sucht, erfüllt sie auf die andere Weise. — Meiner Einsicht nach bedarf es zu keiner dieser Arten, der gedachten Pflicht genüge zu leisten, nothwendig der Voraussetzung, daß das Menschengeschlecht im Ganzen von Jahrhundert zu Jahrhundert zu größerer Moralität fortschreite und immer fortschreiten werde.

Gesetzt, Moses Mendelssohns *) Meinung wäre erwiesen: daß das Menschengeschlecht im Gan-

*) Ich setze die interessante Stelle aus des verewigten Weisen Schrift, die den Titel „Jerusalem“ führt, 2. Abschn. S. 44. ff. hierher. „Ich für meinen Theil

Ganzen nur kleine Schwingungen mache und nie einige Schritte vorwårts thue, ohne bald naher

Theil, sagt er, habe keinen Begriff von der Erziehung des Menschengeschlechts, die sich mein verewigter Freund Lessing von, ich weiß nicht, welchem Geschichtsforscher der Menschheit hat einbilden lassen. Man stellt sich das kollektive Ding, das menschliche Geschlecht, wie eine einzige Person vor, und glaubt, die Vorsehung habe sie hierher gleichsam in die Schule geschickt, um aus einem Kinde zum Manne erzogen zu werden. Im Grunde ist das menschliche Geschlecht fast in allen Jahrhunderten, wenn die Metapher gelten soll, Kind und Mann und Greis zugleich, nur an verschiedenen Orten und Weltgegenden. Hier in der Wiege, saugt an der Brust oder lebt von Rahm und Milch; dort in månnlicher Rüstung und verzehrt das Fleisch der Rinder; und an einem andern Orte am Stabe und schon wieder ohne Zåhne. Der Fortgang ist für den einzelnen Menschen, dem die Vorsehung beschieden, einen Theil seiner Ewigkeit hier auf Erden zuzubringen. Jeder geht das Leben hindurch seinen eigenen Weg; diesen führt der Weg über Blumen und Wiesen, jenen über wüste Ebenen oder über steile Berge und gefahrvolle Klüfte. Aber alle kommen auf der Reise weiter, und gehen ihres Weges zur Glückseligkeit, zu welcher sie beschieden sind. Aber daß auch das Ganze, die Menschheit, hienieden, in der Folge der Zeiten immer vorwårts rücken und sich vervollkommnen soll, dieses scheint mir der Zweck der Vorsehung nicht gewesen zu seyn; wenigstens ist dieses so ausgemacht und zur Rettung der Vorsehung Got-

mit gedoppelter Geschwindigkeit in seinen vorigen Zustand zurück zu gleiten; daß der Mensch zwar weiter gehe, daß aber die Menschheit beständig zwischen festgesetzten Schranken auf- und niederschwanke, und, im Ganzen betrachtet, in allen Perioden der Zeit ungefähr dieselbe Stufe der Sittlichkeit, dasselbe Maaß von Religion und Irreligion, von Tugend und Laster, von Glückseligkeit und Elend behalte: — gesetzt, diese Meinung wäre erwie-

sen,

tes bei weitem so nothwendig nicht, als man sich vorzustellen pflegt.“ — — Und ein wenig weiter unten S. 46 fährt er fort: „Wir sehen das Menschengeschlecht im Ganzen kleine Schwingungen machen, und es that nie einige Schritte vorwärts rc. — Die mehresten Nationen der Erde leben viele Jahrhunderte auf derselben Stufe von Kultur, in demselben dämmernden Lichte, das unsern verwöhnten Augen viel zu schwach scheint. Je zuweilen entzündet sich ein Punkt in der großen Masse, wird zum glänzenden Gestirne, und durchwandelt eine Laufbahn, die ihn nach einer bald kurzen bald längern Periode zurückführt, und wiederum an seinen Ort des Stillstandes oder nicht weit davon absetzt. Der Mensch geht weiter; aber die Menschheit schwankt beständig zwischen festgesetzten Schranken rc. — sie behält im Ganzen von allen Gütern und Uebeln so viel, als zum Durchgange der einzelnen Menschen erforderlich war, damit diese hienieden erzogen werden, und sich der Vollkommenheit so viel nähern mögen, als einem jeden beschieden und zugetheilt worden.“

sen, welches sie übrigens nicht ist, und auch nicht werden kann; so würde hierdurch, meiner Ueberzeugung nach, die Verbindlichkeit jedes Menschen, an der Besserung so vieler seiner Mitmenschen, und in dem Grade, als es ihm nur immer möglich ist, zu arbeiten, nicht im Mindesten geschwächt werden. Denn daß jedes Individuum, — das Schicksal der gesammten Gattung, so lange sie diese Erde bewohnt, sey welches es wolle, — zur beständigen Uebung seiner moralischen Kräfte und zum unaufhörlichen Weitergehen in der Sittlichkeit bestimmt sey, auch im Ganzen, von einer Periode seines Daseyns zu der andern, in diesem und in dem künftigen endlosen Leben wirklich immer weiter darinnen fortschreite, das ist meiner Ueberzeugung nach über allen Zweifel erhaben. Hierin besteht ja, nach den Vorhergehenden, den Principien der moralisch-praktischen Vernunft zufolge, der letzte Zweck der Existenz jedes Vernunftwesens, welcher zugleich den höchsten Schöpfungszweck ausmacht: und dieser muß so gewiß erreichbar seyn und wirklich erreicht werden, als wir uns durch moralische Bedürfnisse gedrungen fühlen, uns den Urheber und Regierer aller Dinge als das weiseste und mächtigste Wesen zu denken. Es ist und bleibt daher auch unsre Pflicht, die Errerichung dieses Schöpfungsendzwecks, so viel in unsern Kräften

steht, zu befördern, wir mögen über die Bestimmung und das Schicksal der ganzen Gattung hier auf Erden, wo sie erst ihre Existenz beginnt, denken wie wir wollen. Wir arbeiten ja nicht bloß für die gegenwärtige irdische Weltperiode, sondern für die Ewigkeit, indem wir unsern Gefährten auf dem Wege durch die Zeit hülfreiche Hände bieten, um sie, während dieser wenigen Jahre der Vorbereitung auf eine unbegränzte Zukunft, sammt uns selbst, dem Ziele der Vollkommenheit um so viele Schritte näher zu bringen, als uns möglich ist. Ob es mit dem ganzen Geschlechte, zu dem auch wir, so lange wir auf dieser ersten Stufe unsrer Ausbildung stehen, mit gehören, hier auf Erden vorwärts oder rückwärts gehe, dies darf uns wenig kümmern: genug wenn wir selbst, und die, auf die uns zu wirken vergönnt ist, durch unsere Ermunterungen und an unserer forthelfenden Hand, so schnell und so weit vorwärts schreiten, als möglich ist. Was kann uns in praktischer Rücksicht und in Ansehung unsers eigenen Verhaltens daran gelegen seyn, ob unsre Gattung im Ganzen gegenwärtig mehr oder weniger Tugend besitze, als vor tausend Jahren, und ob sie sich nach einem Jahrtausende, in Vergleichung mit ihrem jetzigen moralischen Zustande, werde verbessert oder verschlimmert haben? Ist es uns nicht hinlänglich, zu wissen, daß wir und

jeder unsrer Mitmenschen dazu geschaffen und zu dem Ende mit diesen sittlichen Kräften ausgerüstet sind, damit wir mit jedem Jahre, mit jedem Tage auf dem Wege der Annäherung zur vollendeten Moralität weiter kommen mögen? Mehr als dieses brauchen wir nicht zu wissen, um bei jedem unsrer Mitmenschen, auf den uns zu wirken verstattet ist, dieses stete Annähern, durch Beförderung wahrer Vernunftkultur und Veredlung der Gesinnungen, nach Möglichkeit zu erleichtern oder zu beschleunigen, und hierdurch der größten und heiligsten Pflicht die wir jedem unsrer Brüder zu leisten schuldig sind, Genüge zu thun.

Eben so wenig scheint mir das Gefühl der Pflicht, im Großen an der moralischen Ausbildung des Menschengeschlechts oder eines beträchtlichen Theiles desselben, durch Verbreitung praktisch-heilsamer Wahrheiten, durch Verbesserung der Erziehung u. s. w. selbst auf viele Jahre hinaus zu arbeiten, die Voraussetzung, daß es mit unserer Gattung hier auf Erden wirklich immer besser werde, zum Bedürfnis zu machen. Denn ich sehe nicht, warum wir nicht die gedachte Pflicht, auch ohne die reizenden Hoffnungen, daß dem Menschengeschlechte noch güldene Zeiten der Unschuld und Glückseligkeit hienieden vorbehalten seyen, dennoch sollten erfüllen können. —

Indem wir die sittliche Veredlung eines ganzen Volks oder gar der gesammten Menschheit zu befördern suchen; so sind es doch immer eigentlich die Individuen, aus denen das Ganze besteht, welche, wenn unsre Bemühungen gelingen, Vortheil davon ziehen. Es gilt also auch hier alles das, was so eben von der Pflicht, zu der sittlichen Kultur einzelner Subjekte thätig zu seyn, ist gesagt worden. Der Lehrer oder Schriftsteller, der sich dazu berufen fühlt, durch mündlichen Unterricht oder durch Schriften, praktisch-nützliche Wahrheiten und gute Grundsätze zu verbreiten; der Regent, der Staatsbediente, oder jeder Andre, der es für seine Pflicht achtet, gute Anstalten zur Bildung der Jugend zu machen, oder überhaupt solche Einrichtungen zu treffen und zu begünstigen, wodurch dem einreißenden Sittenverderben Einhalt geschieht, die Hindernisse der wahren Aufklärung und Tugend aus dem Wege geräumt und der moralischen Verbesserung einzelner Stände oder ganzer Nationen wenigstens vorgearbeitet wird, — alle diese wirken doch nicht anders zur Veredlung des Ganzen, als dadurch, daß sie den Saamen der Tugend in die Herzen vieler einzelnen Subjekte ausstreuen; und sie erreichen ihre menschenfreundlichen Absichten um so gewisser und vollkommner, je mehrere Individuen durch ihre Bemühungen, deren wohlthäti-

thätige Folgen sich oft auf mehrere Jahrhunderte hinaus erstrecken, gegen das Böse verwahret und für die Tugend gewonnen werden. Jeder dieser Menschenfreunde thut für seine Person, zur Erreichung dieses großen Zwecks, was in seinen Kräften steht: er handelt so, daß derselbe auch wirklich in seiner ganzen Vollständigkeit würde erreicht werden, wenn ein jeder an seinem Theile eben so handelte. Daß aber dieses harmonische Zusammenwirken Aller zu dem einen erhabenen Zwecke einer allgemeinen und stets fortschreitenden sittlichen Verbesserung wahrscheinlich nie zu erwarten ist, dies kann ihn von der Pflicht, auf so viele Individuen der Mit- und Nachwelt zu ihrer sittlichen Vervollkommnung zu wirken, als er nur kann, weder frei sprechen, noch auch seinen Muth dazu niederschlagen. Denn gesetzt auch, er wüßte gewiß, daß es mit der Menschengattung im Ganzen hier auf Erden, anstatt vorwärts zu gehen, nur immer weiter rückwärts gehe; so dürfte er darum seine Arbeit dennoch nicht für verloren achten. Ihm bliebe doch immer das große Verdienst — wenn auch nicht den Strom der alles überwältigenden Sittenverschlimmerung im Ganzen zurückgedämmt — wenigstens eine größere oder geringere Zahl von Unglücklichen, die dieser furchtbare Strom entweder schon wirklich ergriffen hatte, oder doch mit fortzureißen

dro-

drohete, gerettet oder doch ihnen ihre Selbstrettung erleichtert zu haben. Oder sollte ich deswegen nicht verbunden, wenigstens nicht geneigt seyn, das Wohl meines Vaterlandes nach allen meinem Vermögen zu befördern, weil ich etwa fürchten muß, daß dessen Glückseligkeit nicht von langer Dauer seyn, und nicht beständig fortwachsen, sondern daß früher oder später eine Epoche eintreten dürfte, wo es mit derselben wieder rückwärts zu gehen anfangen werde? Den wahren Patrioten kann selbst die Ueberzeugung, daß der Staat, dessen Bürger er ist, schon gegenwärtig im Sinken begriffen sey, nicht von der Pflicht frei sprechen, das einbrechende Verderben, soviel er nur kann, zurückzuhalten, und der Rathgeber, der Trost, der Retter seiner Mitbürger zu seyn, wo er Gelegenheit dazu findet. Die Anwendung hiervon auf unsern Gegenstand zu machen ist nicht schwer. Wünschen muß jeder rechtschaffen-gesinnte allerdings, daß des Moralisch-guten in der Denkungsart und in den Handlungen der Menschen, auch schon hier auf Erden, immer mehr werde, daß sich der Charakter nicht nur recht vieler Individuen, sondern auch ganzer Völker, ja der ganzen Menschheit, durch wahre Sittenkultur, je länger je mehr veredle, und daß so unsre ganze Gattung sich schon hier in dieser ersten Periode ihrer Existenz mit starken Schritten

dem

dem allen Vernunftwesen vorgesteckten Ziele der sittlichen Vollkommenheit nähere; — dies müssen wir, wofern uns Moralität und Menschenwürde am Herzen liegt, nicht nur aus ganzer Seele wünschen, sondern auch jede unsrer Kräfte anstrengen, daß dieser Wunsch in Erfüllung gehe: ob es aber hier auf Erden je zu einer allgemeinen Verbesserung unsers Geschlechts wirklich kommen werde, das können wir dahin gestellt seyn lassen, ohne durch diese Ungewißheit berechtigt zu seyn, in unserm thätigen Eifer für die moralische Ausbildung der Menschheit, im Einzelnen und im Ganzen, nachzulassen. Denn gesetzt auch, das beständige Fortschreiten der Menschengattung im Großen wäre eine bloße Idee, deren Realität in der wirklichen nie zu erwarten stünde; so wird es doch darum nicht vergebens seyn, wenn wir an unserm Theile auf die Wirklichmachung derselben aus allen Kräften hinarbeiten; wenn wir Liebe zur Tugend zu verbreiten suchen, wenn wir der rohen Unwissenheit und verderblichen Vorurtheilen steuren, den schädlichen Aberglauben bekämpfen, oder dem noch schädlichern Unglauben, der alle Religion und Tugend verspottenden Ruchlosigkeit, den herrschenden Vorurtheilen eines leichtsinnigen, durch den Dünkel hoher Aufklärung schwindlicht gewordenen Zeitalters und den Modethorheiten eines verzärtelnden Luxus den Krieg an-

ankündigen. Wir werden hierdurch, der Erfolg sey auch welcher er wolle, doch unsrer Pflicht genug thun: ja wir werden, wofern sich nicht alles gegen das Gelingen unsrer edlen Absichten vereinigt, die Summe der Tugend auf Erden wenigstens für eine Zeitlang, wenn auch nicht für immer, wenigstens in unserm Kreise, wenn auch nicht im Großen und Allgemeinen, vermehren; wir werden die größere oder geringere Anzahl unsrer Mitmenschen, auf die uns zu wirken die Umstände erlauben, wenigstens um einige Schritte weiter auf dem Wege zu ihrer hohen Bestimmung führen, als sie ohne uns vielleicht in diesem Leben gekommen seyn würden; wir werden also immer viel Gutes im Einzelnen bewirken, wenn auch unsre Bemühungen auf das Allgemeine keinen merklichen Einfluß haben sollten. — Wenn wir die Sache von dieser Seite betrachten; so scheint die Antwort auf die Frage; „ob das menschliche Geschlecht im Ganzen hiernieden immer ungefähr auf der nehmlichen Stufe der sittlichen Kultur stehen bleibe, oder ob es beständig zum Moralisch bessern fortschreite," in praktischer Hinsicht von keiner großen Wichtigkeit zu seyn.

„Aber, wendet man hier ein, wie verächtlich, wo nicht gar hassenswürdig muß das menschliche Geschlecht dem erscheinen, der sich dem trostlosen Gedanken überläßt, daß dasselbe immerfort

in

in diesem Zustande der Unsittlichkeit und des daraus entspringenden Elendes verharren werde; — daß diese Erde, so lange sie von Geschöpfen unsrer Gattung bewohnt seyn wird, dazu verdammt sey und bleibe, ohne Unterlaß der Schauplatz der hartherzigsten Grausamkeit, der gewaltthätigsten Ungerechtigkeit, der schadenfrohen Bosheit und tausend andrer Laster zu seyn, wodurch Wesen, die auf ihre Vernunft so stolz sind, sich einander ihr kurzes irdisches Daseyn zur Hölle zu machen, gleichsam unaufhörlich mit einander wetteifern! *) Werden nicht solche düstere Vorstellungen, wenn sie uns auch nicht von der Pflicht, Moralität nach Möglichkeit auf Erden zu befördern, lossprechen können, doch wenigstens alle Lust und allen Eifer dazu niederschlagen? Wer wird sich viel Mühe um die Verbesserung eines Geschlechts geben wollen, das doch im Grunde unverbesserlich ist? Wer wird sich mit wahrer Herzenswärme für die Veredlung einer Gattung von Wesen interessiren, die nur um so verabscheuungswürdiger erscheinen, da sie nicht sowohl der ursprünglichen Anlagen und des Vermögens schon in dieser irdischen Daseynsperiode hohe Stufen sittlicher Kultur zu ersteigen, beraubt sind, als vielmehr durch Verkennung ihrer erhabenen Bestimmung und durch Mißbrauch ihrer

Ver-

*) Vergl. Kants Relig. innerh. d. Gränz. d. bloß. Vern. S. 25. ff.

Vernunft sich selbst leider bis zur Thierheit, oft sogar unter dieselbe herabwürdigen? — Es scheint daher, wenn wir uns nicht durch Menschenhaß, und Menschenverachtung in der Ausübung unsrer Pflicht, Sittlichkeit auf Erden zu befördern, unwiderstehlich gehindert fühlen wollen, schlechterdings erforderlich, jeden aufsteigenden Gedanken von unverbesserlicher Bösartigkeit unsers Geschlechts zu unterdrücken und die tröstende Hoffnung bessrer Zeiten nie im Herzen ersterben zu lassen. Denn nur die Hoffnung, daß unsre Gattung sich mit der Zeit doch noch allmählich aus ihrer jetzigen Erniedrigung erheben und sich ihrer Bestimmung würdig zeigen werde, kann den schon erstorbenen Muth zur Beförderung und Beschleunigung dieses Besserwerdens aufs neue wecken und das durch den Gedanken an die unheilbarscheinende Verworfenheit des Menschengeschlechts für jede Weltbürgertugend abgeschlaffte Herz wieder zu großen Entschließungen beleben? — Es hat also die Meinung, daß die Menschengattung im Ganzen stets zum Sittlich-bessern fortschreite, wenigstens dieses vor der entgegengesetzten Hypothese voraus, daß sie dem Gemüthe Kraft und Willigkeit ertheilt, den Forderungen der gesetzgebenden Vernunft, in Ansehung der durch uns zu befördernden Sittenkultur auf Erden Folge zu leisten. Und sollte nicht schon dies allein uns für die gedachte Mei-

nung einnehmen, und uns geneigt machen, sie für wahr, wenigstens für wahrscheinlich zu halten."

Ich bemerke hierüber folgendes.

Es ist leider nur allzuwahr, daß ein Blick auf den Zustand der Menschheit im Ganzen, wie er von jeher war und noch ist, verglichen mit dem, was er seyn sollte, jedes dem moralischen Gefühle nicht ganz abgestorbene Herz mit Wehmuth und Unwillen erfüllen muß. Und kommt nun hierzu noch der Gedanke, daß das immer so bleiben, daß dieses in große Akte abgetheilte Trauerspiel, welches uns die Weltgeschichte vor Augen stellt, auf Erden nie enden werde; so ist es kein Wunder, wenn Abscheu und Verachtung gegen ein Geschlecht, das durch eigene Schuld in diese Tiefe der Verworfenheit herabgesunken ist, und auch weder Muth noch Lust zuhaben scheint, sich jemals wieder herauszuarbeiten wenigstens eine Zeitlang die Oberhand im Gemüthe behält, uud den Wunsch erzeugt, mit so verdorbenen Geschöpfen so wenig als möglich zu schaffen zu haben. Auch ist es ganz natürlich, daß bei einer solchen Seelenstimmung zur Misanthropie, wofern sie anhaltend und herrschend wird, Muth und Kraft, zur Verbesserung dieser verdorbenen Gattung, von der im Ganzen doch keine Besserung zu hoffen ist, thätig zu seyn, immer mehr ermatten und endlich ganz ersterben muß. —

 Im

Im Gegentheil söhnt uns nichts besser mit der Menschheit, und, wenn ich so sagen darf, mit der Vorsehung aus, als der herzbelebende Gedanke, daß das Geschlecht der Erdenbewohner nicht immer ein Spiel der schädlichsten Thorheiten und Leidenschaften bleiben, nicht immer unter dem Drucke eines unnennbar-mannigfaltigen Elendes, das es, durch Verkennung seiner großen Bestimmung und durch Misbrauch seiner Vernunft, selbst über sich gebracht hat, seufzen werde: nichts stimmt gewisser das Gemüth aufs neue zur Liebe gegen unsers Gleichen, und nichts erfüllt mehr die Seele wieder mit Entschlossenheit und muthvollem Eifer, in Verbindung mit andern Edelgesinnten dem Sittenverderben auf Erden mit Macht entgegenzuarbeiten, Glauben an Gott und Tugend und Gefühl für Pflicht und Menschenwürde zu verbreiten, und eine Verbesserung der Gattung im Großen, so viel an uns liegt, zu beschleunigen, wenigstens vorzubereiten, als die Aussicht in eine hellere Zukunft, die früher oder später über dieser Menschenwelt aufgehen wird. Wir selbst nehmen um so mehr schon zum Voraus Antheil an dem Glücke, dessen unsre Gattung, durch immer steigende sittliche Kultur, dereinst noch, wenn wir längst diesen irdischen Schauplatz verlassen haben, würdig und theilhaftig werden wird, je mehr wir uns bewußt sind, während unsers Hierseyns nach allem un-

unserm Vermögen mitgewirkt zu haben, um diese Weltverbesserung im Großen eher herbeizuführen. Wir können dem menschlichen Geschlechte die ihm vielleicht schon entzogene Achtung und Zuneigung wiederschenken, so wenig es dieselbe auch gegenwärtig verdienen mag, wenn wir nur hoffen dürfen, daß es noch, im Laufe vieler Jahrhunderte, obgleich langsam und nach manchen schweren Rückfällen, sich zu einer Gattung von achtungs- und liebenswürdigen Wesen ausbilden werde. Wir werden das Leben und selbst diesen Ort unsrer irdischen Existenz, den wir vielleicht schon als eine Wohnung der Laster und des Elendes verwünscht hatten, wieder liebgewinnen, wenn wir unsre Seele durch den Glauben erheitern lassen, daß eine Zeit kommen werde, wo diese Erde nicht mehr, wie nun schon so manches lange Jahrtausend, durch Ströme von Menschenthränen und von Menschenblut entweihet, sondern, — wenn auch nicht in ein Paradies verwandelt, — doch in einen Aufenthalt des nur seltenen unterbrochenen Friedens, der Menschenliebe und der Glückseligkeit werde umgeschaffen, — wo die natürlichen Plagen des Lebens, durch thätige Theilnehmung und durch liebevolle gegenseitige Hülfleistungen, in dem Grade werden erleichtert werden, in welchem sie gegenwärtig, durch Schadenfreude, Neid, hartherziges und feindseliges Betragen drü-

 cken.

ckender und unerträglicher zu werden pflegen, als sie an sich sind. — Wenn nun nicht zu läugnen ist, daß dergleichen süße Ahndungen einer bessern Zukunft die Zuneigung zu dem Menschengeschlechte im Ganzen nicht wenig befördern; so kann man gar wohl behaupten, daß es für einen jeden, der sich, vermöge seiner subjektiven Gemüthsdisposition, durch die traurigen Vorstellungen der herrschenden Verkehrtheit unsrer Gattung und des daher entstehenden unsäglichen Elendes, zu anhaltender Menschenverachtung versücht fühlt, sogar Pflicht sey, durch sorgfältige Pflegung und Unterhaltung jener Idee von einem allmähligen Fortschreiten unsrer Gattung zum Bessern, die in seinem Herzen vielleicht schon erkaltete Menschenliebe aufs neue anzufachen und seinem bereits erschlafften Eifer für Menschenveredlung und Menschenwohl wieder aufzuhelfen. Allein solche Gründe des Fürwahrhaltens, wenn man sie so nennen will, sind denn doch nur sehr subjektiv und keinesweges für jedermann gültig. Es ist weder zur Erhaltung des Glaubens an Gott und Vorsehung, noch auch zur Belebung unsers Eifers für die Vervollkommnung und die Glückseligkeit unsrer Zeitgenossen und selbst der Nachkommenschaft, schlechterdings nothwendig, uns zu überreden, daß die Menschheit im Ganzen vom Schlechtern zum Bessern vorwärts schreite. Denn es ist, wie

wir oben schon bemerkt haben, auch ohne diese Hoffnung nicht nur unsre Pflicht, sondern auch gar wohl möglich, der aus der Vorstellung des tiefen Verfalls unsrer Gattung nur gar zu leicht entstehenden Misanthropie zu wehren, damit nicht völlige Gleichgültigkeit gegen die sittliche Vervollkommnung oder noch größere Verschlimmerung, gegen Wohl und Wehe eines durch eigene Schuld so tief gesunkenen Geschlechts sich unsrer Seelen bemächtige, und allen Trieb, zu dessen Verbesserung thätig zu seyn, gänzlich vernichte.

Ich will nicht in Abrede seyn, daß das Menschengeschlecht im Ganzen, wie es von jeher war und noch ist, wenig Achtung verdiene; ich will auch gern einräumen, daß diejenige Art der Misanthropie, welche aus der Wahrnehmung der kindischen Eitelkeit, des thörichten Leichtsinns, der gierigen Selbstsucht, der niederträchtigen Undankbarkeit, der hartherzigen Schadenfreude und Grausamkeit, der unversöhnlichen Rachsucht und tausend andrer eben so schändlicher und verderblicher Laster, die wir an den mit ihrer Vernunft so sehr prahlenden Bewohnern dieser Erde, auf allen Stufen ihrer Kultur, von den Horden roher Wilden bis zu den aufgeklärten und ausgebildeten Nationen des heutigen Europa hinauf, in so hohem Grade bemerken, — daß, sage ich; eine aus dieser Quelle entspringende Misanthropie, wenn auch nicht zu

loben, doch wenigstens zu entschuldigen sey. Ich will sogar zugeben, daß die gedachte Seelenstimmung, die bei manchen guten Gemüthern den lebhaften und oft schwärmerischen Wunsch erzeuget, sich von allem Umgange mit den Menschen zurückziehen zu können, damit man nicht alle Augenblicke von den größten Schändlichkeiten, die jedes Gefühl empören und alle Menschenwürde entweihen, Zeuge seyn müsse, — zwar immer ein Fehler, aber doch einer von denen Fehlern sey, die, von einer gewissen Seite betrachtet, als Zeichen einer mit gerechtem Unwillen gegen alles Böse erfüllten Seele, etwas Edles und Achtungswerthes an sich haben.*) — Wenn aber

*) „Menschen zu fliehen aus (eigentlicher) Misanthropie, sagt Kant in d. Krit. d. Urth. kraft S. 125, weil man sie anfeindet, oder aus Antropophobie, weil man sie als seine Feinde fürchtet, ist theils häßlich, theils verächtlich. Gleichwohl giebt es eine sehr uneigentlich so genannte Misanthropie, wozu die Anlage sich mit dem Alter in vieler wohldenkenden Menschen Gemüth einzufinden pflegt, welche zwar, was das Wohlwollen betrifft, philanthropisch genug ist, aber von Wohlgefallen an Menschen durch eine lange traurige Erfahruug weit abgebracht ist; wovon der Hang zur Eingezogenheit, der phantastische Wunsch, auf einem entlegenen Landsitze, oder auch, bei jungen Personen, die erträumte Glückseligkeit auf einem der übrigen Welt unbekannten Eilande, mit einer kleinen Familie, seine Lebenszeit zubringen zu können, welche

aber auch dieses alles zugegeben wird; so folgt daraus noch keineswegs, daß nicht die Menschheit, (jene Möglichkeit, oder wenn man lieber will, jene Wahrheit eines steten fortschreitens unsrer Gattung zum Bessern ungerechnet) noch von vielen andern Seiten betrachtet werden könne und müsse, von denen sie unsrer Achtung, unsrer Liebe und jeder Anstrengung und Aufopferung zu ihrem Besten erscheint.

Ich will jetzt nichts erwähnen von dem vielen Guten und Edlen, das wir neben dem Bösen in der Welt finden; nichts von den Beispielen ächter, ungeheuchelter Tugend in allen Ständen, die auch in den verderblichsten Zeitaltern sowohl in Palästen

che die Romanschreiber oder Dichter der Robinsonaden so gut zu nutzen wissen, Zeugnis giebt. Falschheit, Undankbarkeit, Ungerechtigkeit, das Kindische in den von uns selbst für wichtig und groß gehaltenen Zwecken, in deren Verfolgung sich Menschen selbst und unter einander alle erdenkliche Uebel anthun, stehen mit der Idee dessen, was sie seyn könnten, wenn sie wollten, so im Widerspruche, und sind dem lebhaften Wunsche, sie besser zu sehen, so sehr entgegen, daß, um sie nicht zu hassen, da man sie nicht lieben kann, die Verzichtthuung auf alle gesellschaftliche Freuden nur ein kleines Opfer zu seyn scheint. Diese Traurigkeit, nicht über die Uebel, welche das Schicksal über andre Menschen verhängt — wovon die Sympathie Ursache ist — sondern die sie sich selbst anthun — welche auf der Antipathie in Grundsätzen beruht — ist erhaben.“ u. s. w.

als in Strohhütten anzutreffen sind, und die von der Vorsehung bestimmt zu seyn scheinen, die Ehre der Menschheit, auch in denen traurigen Perioden, wo sie am tiefsten versunken ist, nicht ganz untergehen zu lassen: — ich will nichts davon sagen, daß das Gute in der Welt, so wenig es auch bisher die Oberhand über das Böse erhalten konnte, unsre Achtung und Liebe in desto höhern Grade verdiene, je seltener es ist, und je härtern und häufigern Widerstand von Seiten des übermächtigen Lasters es zu überwinden hat; nichts endlich davon, daß die Entdeckung des mannigfaltigen Moralisch-edlen in den Gesinnungen und Handlungen vieler unsrer Nebenmenschen uns nicht nur mit Zuneigung und Achtung gegen die Personen, an denen wir dasselbe wahrnehmen, erfüllen, sondern uns auch mit der ganzen Gattung wieder aussöhnen soll, weil wir aus solchen Beispielen lernen, welch ein verehrungswerthes Geschöpf der Mensch seyn könne, wenn er nur die in ihm wohnenden Kräfte recht gebrauchen will: dieses alles will ich gegenwärtig übergehen, und mich bloß auf folgende Betrachtung einschränken.

Wenn auch die Menschheit im Ganzen, insofern sie nach dem, was sie noch ist, beurtheilt wird, wirklich mehr Mitleiden und Verachtung, als Liebe des Wohlgefallens und Achtung verdient; so folgt hieraus zwar allerdings so viel, daß wir, um nicht

nicht allen Muth und alle Lust zu verlieren, zur Vervollkommnung einer so verderbten Gattung von Geschöpfen unsre Kräfte zu verwenden, nie den Gedanken aufgeben dürfen, daß es sich mit dem Menschengeschlechte in Zukunft bessern könne und wircklich bessern werde. Nun aber können wir uns dieses Besserwerden, wie schon oben ist erinnert worden, auf eine doppelte Weise denken. Wir können uns nehmlich vorstellen, daß jeder einzelne Mensch in seiner ganzen Existenz, — oder daß zugleich das ganze Geschlecht schon hier auf Erden, sich zu immer größerer Sittlichkeit ausbilde. Jedes Individuum tritt mit diesem Erdenleben, sollte es auch hier noch so viel in wahrer Moralität zurück bleiben, den großen Gang einer endlosen sittlichen Vervollkommnung an: jedes nähert sich — das eine mit schnellern, das andre mit langsamern Schritten — dem allen Vernunftwesen vorgesteckten obgleich in Ewigkeit nie völlig erreichbaren Ziele der vollendeten Heiligkeit. In diesem Verstande leidet es also gar keinen Zweifel, daß wir von jedem Menschen hoffen dürfen, ja hoffen müssen, es werde je länger, desto besser mit ihm werden. Was aber von jedem Einzelnen wahr ist, gilt das nicht auch von der gesammten Menschheit? Wenn es also zur Erhaltung des Zutrauens und der Achtung gegen unser Geschlecht, und um zu der großen Pflicht, an dessen Veredlung unabläßig zu arbei-

ten, nicht träge und verdrossen zu werden, durchaus nöthig ist, daß wir unsre Blicke von seinem jezigen moralisch-verderbten Zustande auf seine höhere Bestimmung richten, zu der es früher oder später heranreifen wird; so ist doch nicht einzusehen, warum es gerade erforderlich seyn sollte, eine allmählige Vervollkommnung der ganzen Menschengattung schon hier auf Erden anzunehmen. Sollte denn nicht die Aussicht zu der sittlichen Veredlung, die jedem Individuum, folglich auch dem ganzen Geschlechte, wenigstens in jenen künftigen Perioden seines Daseyns in einer überirdischen Welt bevorsteht, eben diesen praktischen Dienst thun, d. i. das Gemüth von jenem niederschlagenden und zu allen Weltbürgerpflichten lähmenden Menschenhasse eben sowohl bewahren, als die Hoffnung, daß es schon hiernieden immer besser mit der Menschheit werde? Denn gleichwie selbst der Lasterhafteste, so sehr er sich durch seine gegenwärtige Unsittlichkeit die gerechte Verachtung aller Gutgesinnten zuzieht, doch als Mensch, als ein mit Vernunft und Freiheit begabtes Geschöpf, um dieser seiner erhabenen Fähigkeiten und um der Vollkommenheit willen, zu der er vermöge dieser Fähigkeiten dereinst noch gelangen kann, gelangen soll, und hoffentlich gelangen wird, unsrer Achtung und unsrer eifrigsten Bemühungen, seine Besserung zu befördern, würdig erscheint: eben

so

so verdient auch die gesammte Menschheit, — gesetzt auch, sie schiene dazu verurtheilt, hier auf Erden im Ganzen immer das zu bleiben, was sie jetzt noch ist, nehmlich eine durch die Summe ihrer Thorheiten, ihrer Laster uud des daher entstehenden Elendes theils mitleidenswürdige, theils verächtliche Gattung von Wesen, — doch um ihrer vortrefflichen Anlagen, und um der erhabenen Bestimmung willen, zu der sie sich dereinst in jedem ihrer Individuen emporarbeiten wird, daß wir sie ehren, daß wir sie lieben, und alle unsre Kräfte gern und willig zur Beschleunigung ihrer Vervollkommnung anwenden. Denn wenn wir auch in dem verworfensten Bösewichte noch den Menschen erkennen und achten sollen; warum sollte es nicht auch Pflicht seyn, in der bis jetzt noch im Ganzen sehr verdorbenen und herabgewürdigten Menschengattung wenigstens die Menschheit zu ehren, und um des vielen Großen und Edlen willen, das diese einzige Idee (der Menschheit) in sich faßt, an der Verbesserung unsers Geschlechts nie zu verzweifeln?

Das Resultat aus allen diesen Erörterungen scheint mir kürzlich folgendes zu seyn. Wer es zur Beruhigung seines Gemüthes bei dem Anblicke des tiefen sittlichen Verfalles, in dem die Menschheit danieder liegt, zur Befestigung seines Glaubens an eine allweise und alles aufs Beste regierende Vor-

sehung,

sehung, und zur Verwahrung seines Herzens vor überhand nehmender, und der Moralität selbst Gefahr drohender Misanthropie, nöthig findet, seine Seele durch die trostvolle Aussicht in ein güldenes Zeitalter, das diese Erde dereinst noch beglükken wird, heiter zu erhalten, der verdient nicht Tadel, sondern Beifall und Billigung, wenn er sich diese Hoffnung nicht nehmen läßt, und alle Ueberredungsgründe hervorsucht, um dieselbe immer mehr in seinem Gemüthe zu beleben. Auch darf er nicht fürchten, daß sie ihn jemals durch überzeugende Gegenargumente werde entrissen werden: denn troz allem, was sich gegen jenes beständige Fortschreiten des ganzen Geschlechts der Erdenbewohner vom Schlechtern zum Bessern, vorbringen läßt, kann doch weder die Möglichkeit noch die Wirklichkeit desselben widerlegt werden. Doch ist auch auf der andern Seite nicht abzusehen, durch welche Gründe man den eines Irrthums überführen oder warum man ihn wohl gar tadeln könne, der es nicht wahrscheinlich findet, daß mit der Menschheit im Ganzen, so lange sie diese Erde bewohnt, jemals große Veränderungen, in Rücksicht auf ihre Moralität, vorgehen werden. Freilich ist auch das nur Meinung, die nie zur Gewißheit werden kann; aber doch eine Meinung, die, nach den bisherigen Betrachtungen, kein Unbefangener wider

sinnig

sinnig, anstößig oder der Moralität nachtheilig finden wird.

Was die Welt- und Menschengeschichte betrifft; so liefert sie, soviel ich einsehe, zwar keine bedeutende Gründe, wodurch die Hypothese von einer schon hier zu erwartenden großen oder gar totalen Umschaffung unsers Geschlechts zum Moralisch-Bessern mit Erfolg bestritten werden könnte: aber eben so wenig haltbare Beweise möchte wohl meiner Ueberzeugung nach, die Erfahrung der vergangenen und der gegenwärtigen Zeiten zur Unterstützung der gedachten Meinung darbieten. Wenn wir an der Hand der Geschichte die Wege verfolgen, auf denen die Vorsehung das menschliche Geschlecht von Jahrhundert zu Jahrhundert weiter geführt hat; so scheint, wie schon oben ist bemerkt worden, ziemlich deutlich zu erhellen, daß der Naturzweck unsrer Gattung oder das, was die höchste Weisheit in Rücksicht auf die Menschheit im Ganzen beabsichtigt, die Kultur derselben sey. Diese Kultur von der hier die Rede ist, bestehet in der Entwicklung, Uebung und Vervollkommnung aller Anlagen und Vermögensarten des Geistes nnd des Herzens, die dem Menschen, als einem Naturwesen zukommen: und die Mittel, deren sich die Vorsehung zu dieser Absicht bedient, sind theils Noth und Gefahren, die dem Menschen, wofern er seine Kräfte nicht gebraucht,

von

von allen Seiten drohen; theils der Sporn mannigfaltiger Bedürfnisse, die ihm entweder ursprünglich von der Natur eingepflanzt worden, oder Folgen des kultivirten Zustandes selbst sind, und welche sich in eben dem Maaße anhäufen, in dem Wohlstand und Bequemlichkeit zunehmen, und die sich immer mehrenden Mittel vervielfältigter Genußarten eine Menge vorher schlafender Triebe und Begierden aufwecken. Diese Kultur des gesammten Denk- und Empfindungsvermögens kann nun zwar, wofern sie nur den rechten Weg trifft, allerdings die sittliche Ausbildung der Menschheit im Ganzen vorbereiten, indem sie den Menschen der tyrannischen Herrschaft der rohern Sinnlichkeit nach und nach entzieht, ihn zu den feinern und edlern Genußarten immer fähiger macht, und selbst der Vernunft einen freiern Wirkungskreis und größern Einfluß auf sein Wollen und Handeln verschafft. Auch ist zu hoffen, daß noch einst in kommenden Weltaltern ächte Geistes- und Herzens-Ausbildung, wenn sie von Volk zu Volk verbreitet das gesammte Menschengeschlecht der thierischen Rohheit wird entrissen haben, zur Grundlage — nicht einer bloß blendenden und scheinbaren, — sondern einer wahren und stets wachsenden sittlichen Veredlung des Ganzen dienen werde. Aber bis jezt ist dieses leider noch nicht geschehen! Wie viel etwa das Reich der Sittlichkeit durch die in

gewissem Betracht mit allem Rechte so hoch gepriesene Ausbildung jener berühmten Nationen des Alterthums auf eine Zeit lang gewonnen habe, will ich hier nicht untersuchen: aber das liegt doch am Tage, daß diese Kultur nicht von ächter Beschaffenheit, nicht dem höchsten Zwecke der Menschheit müsse angemessen gewesen seyn. Denn sonst hätte sie nicht, gleich einer flüchtigen Erscheinung, so schnell vorübereilen, und kein für die Nationen selbst, die sie auf wenige Jahrhunderte vor allen übrigen Völkern des Erdbodens auszeichnete, so trauriges Ende nehmen können. Sie trug den Keim ihrer eignen Zerstörung von Anbeginn in sich. Anstatt den Nationalcharackter zur wahren Moralität zu veredlen, erzeugte sie nach und nach ein furchtbares Heer der verderblichsten Laster, welche die Gemüther in kurzer Zeit dermaaßen vergifteten, und alle Kraft zum Großen und Guten in dem Grade lähmte, daß diese so hoch gerühmte Kultur gar bald der krassesten Barbarei und der rohesten Stumpfheit wieder Platz machte. — Daß aber die Ausbildung der neuern Nationen ächter, dauernder und der höchsten Bestimmung des Menschengeschlechts angemessener sey, wenigstens es noch in Zukunft immer mehr werde, das ist mehr zu wünschen und zu hoffen, als mit Gewißheit zu bestimmen. Zu wünschen ist es, daß nicht auch bei uns, wie in dem alten Griechenlande und Rom.

Wohl

Wohlstand und Reichthum einen ausschweifenden Luxus und ein Heer von alles überwältigenden Begierden erzeuge; daß diese immer steigende Verfeinerung der Gefühle, und diese Gewöhnung an täglich mehr vervielfältigte Bequemlichkeiten und Genußarten nicht in erschlaffende Weichlichkeit, und dieser freie Gebrauch der Denckkräfte, diese wahre der bloß eingebildete Geistesmündigkeit, diese Aufklärung, mit der unser Jahrhundert so groß thut, nicht in aufgeblasene Räsonnirsucht, und in blose Starkgeisterei ausarte, die ihre Ehre darzu thun sucht, alles kalt und frech wegzuläugnen, ohne welches doch die Sittlichkeit bei einem Volke nimmermehr wurzeln und gedeihen kann. Zu wünschen ist es endlich, daß die jetzt lebende Menschheit nicht durch Ueberverfeinerung schon zu viel an Geist und Herz verloren habe, und nicht durch niedrigen, kurzsichtigen Egoismus gegen alles, was sich auf die höhere Bestimmung unsers Geschlechts bezieht, allzu gleichgültig geworden sey, um durch die erschütternden Warnungsbeispiele, die unser sinkendes Jahrhundert in der Weltgeschichte auf immer schrecklich auszeichnen werden, sich, so lange es noch Zeit ist, belehren zu lassen, wohin ungezügelte Sittenlosigkeit und freche Religionsverachtung am Ende führen; damit das große und noch zur Zeit unabsehbare Unglück, welches über einen beträchtlichen Theil der Europäischen Menschheit

gekom-

gekommen ist, zur Besserung und Rettung des Ganzen diene. Das alles ist zu wünschen, und, wenn man will, zu hoffen. — Aber gesetzt nun, die Aussichten in die Zukunft würden, anstatt sich nach so fürchterlichen Stürmen wieder aufzuheitern, nur noch trüber; gesetzt, es gewönne immer mehr das Ansehen, daß es über die Menschheit verhängt sey, noch einmal in die Barbarische Rohheit zurückzufallen, aus der sie sich mit so großer Mühe im Laufe vieler Jahrhunderte herausgekämpft hat; sollten wir darum den Glauben an einen allweisen Weltregierer aufgeben, oder allen Eifer und Muth verlieren, zur Besserung und Rettung — wo nicht des ganzen Geschlechts — doch derjenigen von unsern Mitmenschen, auf die uns zu wirken möglich ist, thätig zu seyn? Würde wohl eine solche Katastrophe viel befremdender, würde sie ein unauflöslicheres Räthsel für die Vernunft seyn, als der Zurücksturz jener blühenden Völker des Alterthums von der Höhe der Kultur die sie kaum erreicht hatten, in die Nacht der Rohheit und Unwissenheit? Sollte wohl ein halb oder ganz verwildertes Europa ein größeres Skandal in der besten Welt seyn, als der traurige Zustand, in dem wir gegenwärtig Aegypten, Phönicien, Griechenland und andere durch Wohlstand Macht und Geistesbildung ehemals so berühmte Länder der Vorwelt erblicken? — Was sollte

uns also berechtigen, dem Vertrauen auf eine alles weislich und gut regierende Vorsehung zu entsagen, wenn auch ein abermaliges plötzliches oder allmähliches Zurücksinken unsrer Gattung die Meinung derer aufs neue zu bestätigen schiene, daß die Menschheit im Ganzen nicht dazu bestimmt sey, auf dieser Erde viel höhere Stufen der geistigen und sittlichen Kultur zu ersteigen, als sie im Laufe vieler Jahrtausende schon mehrmals auf kurze Zeit erstiegen hat, noch auch sich lange auf denselben zu erhalten? Sey das Schicksal des gesammten Geschlechts in dieser seiner irdischen Daseynsperiode welches es wolle: genug, daß wir über die einer höchsten Weisheit und Gerechtigkeit vollkommen würdige Bestimmung jedes einzelnen Menschen in seiner ganzen Existenz nicht in Zweifel schweben. Die Idee der Unsterblichkeit und der Glaube an die ewige Fortdauer jedes moralischen Wesens ist der einzig sichere Leitstern, der unsrer Vernunft bei ihren Nachforschungen über die höchste Bestimmung der Menschheit vorleuchtet. Ohne sie würden wir in Ansehuug des letzten Weltzwecks und des endlichen Schicksals der Menschheit so im Finstern tappen, daß wir am besten thun würden, wenn wir alle Hoffnnng, die Vortrefflichkeit des Schöpfungsplanes und die Weisheit und Gerechtigkeit des Welturhebers zu retten, völlig aufgäben, ja auf alles Forschen und Nachdenken über

diese

diese Gegenstände ganz Verzicht leisteten. Denn gesetzt auch, es wäre erwiesen, daß die Menschengattung im Ganzen sich schon hier auf Erden von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr zum Moralischbessern ausbilden, und eine Stufe der Glückseligkeit nach der andern ersteigen werde, was wäre denn hierdurch allein großes gewonnen? Oder würde diese Ueberzeugung den Glauben an Unsterblichkeit entbehrlich machen? Würden durch sie allein alle Forderuugen der sich für die letzte Bestimmung des Menschengeschlechts so lebhaft interessirenden Vernunft befriedigt, und alles ihr Anstößige gehoben, — würde durch sie allen Ansprüchen, — nicht der Selbstliebe — sondern der moralischen Natur, Genüge geschehen, wenn wir zugleich annehmen, oder doch wenigstens fürchten müßten, daß jedes Individuum seine Laufbahn mit diesem Leben völlig endigen werde? Würden wir uns dabei beruhigen können, wenn wir wüßten, daß zwar die Menschheit im Ganzen gleichsam als ein moralisches Subjekt betrachtet, den Zweck sittlicher Wesen hier auf Erden erreichen, wenigstens sich demselben unabläßig nähern, daß aber das Streben jedes einzelnen Menschen nach immer größerer Sittlichkeit und Glückseligkeit durch den Tod auf ewig werde abgebrochen werden? Wie würde es sich mit der höchsten Moralität und Weisheit des Weltschöpfers und Weltregieres vertragen,

tragen, wenn er (wie etwa menschliche Regenten wegen Eingeschränktheit der Einsicht und der Macht thun) seinen Plan bloß auf die Vervollkommnung des Ganzen angelegt hätte, ohne sich um die Individuen zu bekümmern? „Denn die göttliche Vorsehung wird eben in der Absicht allgemein genannt, wie Kant *) sagt, damit kein einziges Ding als davon ausgenommen gedacht werde.“ — Und wie würde sich die göttliche Gerechtigkeit uud Güte in Ansehung jener unzähligen Millionen von Menschen rechtfertigen lassen, denen die Vorsehung ihre Existenz in den rohen Zeiten der Barbarei und der herrschenden Unsittlichkeit angewiesen hat? Was könnte es diesen nutzen, daß dem Menschengeschlechte im Ganzen in Zukunft noch bessere Zeiten vorbehalten sind? — Dasjenige also, was der Vernunft zu ihrer Befriedigung und zur endlichen Auflösung ihrer großen Fragen über den letzten Schöpfungszweck und über die höchste Bestimmung der Menschheit vor allen Dingen Noth thut, ist nicht die Hoffnung eines steten Fortschrittes der gesammten Gattung hier auf Erden, sondern der Glaube an die ewige Fortdauer jedes moralischen Subjekts. Und wären auch die Wege, auf welchen die Vorsehung unser Geschlecht im Ganzen durch dieses

*) In seiner neuesten Schrift: „Zum ewigen Frieden“ S. 49.

dieses Erdenleben hindurch führt, noch weit räthselhafter als sie wirklich sind; wäre der Ungerechtigkeit, der Bosheit, des Elendes noch viel tausendmal mehr, als wir wirklich hiernieden wahrnehmen; wären die Siege der Finsternis über das Licht, des Lasters über die Tugend, der Arglist über Treue und Redlichkeit noch ungleich häufiger und empörender; wäre es endlich nicht bloße Meinung, sondern ganz entschiedene und evidente Wahrheit, daß die Menschheit im Großen nie einen Schritt vorwärts zum Bessern thue, ohne bald darauf eben so weit und oft noch weiter zurückzugehen; so würde dennoch der seelenerhebende Gedanke an ein künftiges endloses Leben, wo sich nicht nur jedes Räthsel, das hier ungelöst blieb, lösen, und, was in diesem Erdenleben nicht ausgeglichen wurde, ausgleichen — sondern wo auch alle moralische Wesen zu immer größerer Vollkommenheit unablässig fortschreiten werden, — diese einzige erhabene Idee würde hinreichen, jeder Anwandlung einer an Vorsehung und Menschenadel verzweifelnden Kleinmuth zu wehren, das Herz zu guten und großen Entschließungen zu stärken, und den muthvollen Eifer auf Hoffnung eines vielleicht noch in der Ewigkeit zu erwartenden gewünschten Erfolgs, zum Besten unsrer Mitmenschen unausgesetzt thätig zu seyn, nie erkalten zu lassen.

Es scheint also daß die, welche nicht wie Kant *), dabei stehen bleiben, daß sie die Möglichkeit und allenfalls die Wahrscheinlichkeit eines beständigen Fortschreitens der Menschheit auf Erden in Schutz nehmen,

*) Daß der große Mann die oft gedachte Hypothese wirklich für weiter nichts, als für eine bloße Meinung wolle angesehen haben, die ein jeder nach Belieben annehmen oder verwerfen könne, dies erhellet theils aus der oben angeführten Abhandlung, theils aus einer Stelle seines Buchs: Die Relig. innerh. d. Gränzen d. bloßen Vern. Nachdem er nehmlich von der Meinung derer geredet hatte, welche glauben, es werde immer schlechter in der Welt; so fährt er S. 4 fort: „Neuer, aber weit weniger ausgebreitet, ist die entgegengesetzte heroische Meinung, die wohl allein unter Philosophen, und in unsern Zeiten vornehmlich unter Pädagogen, Platz gefunden hat: daß die Welt gerade in umgekehrter Richtung, nehmlich vom Schlechtern zum Bessern, unaufhörlich, obgleich kaum merklich, fortrücke, wenigstens die Anlage dazu in der menschlichen Natur anzutreffen sey. Diese Meinung aber haben sie sicherlich nicht aus der Erfahrung geschöpft, wenn vom Moralisch-guten oder bösen, nicht von der Civilisirung, die Rede ist: denn da spricht die Geschichte aller Zeiten gar zu mächtig gegen sie; sondern es ist vermuthlich bloß eine gutmüthige Voraussetzung der Moralisten von Seneka bis zu Rousseau, um zum unverdrossenen Anbau des vielleicht in uns liegenden Keimes zum Guten anzutreiben, wenn man nur auf eine natürliche Grundlage dazu im Menschen rechnen könne" u. s. w.

nehmen, sondern dieses Besserwerden für etwas ausgeben, das man nothwendig annehmen müsse, wofern man nicht auf den Glauben an das Daseyn Gottes und dessen allweise Weltregierung Verzicht thun wolle, — etwas behaupten, was sich mit den Grundideen der Moralität und Religion nicht recht verträgt, und überdas noch gar leicht beunruhigende Folgerungen veranlassen kann. Denn wenn ich die Wahrheit jener Hypothese von einem beständigen Fortschreiten des Menschengeschlechts im Ganzen für eine nicht zu bezweifelnde Folge von dem Daseyn Gottes aufgebe; so erkläre ich ja eben hierdurch, daß ein jeder, der sich von der Richtigkeit der oft gedachten Meinung nicht überzeugen kann, Gottes Existenz zu bezweifeln, oder gar zu läugnen, berechtigt sey. Die gedachte Behauptung scheint mir also unter die zu gehören, welche den wahren Punkt, aus dem das Verhältnis moralischer Wesen und einer von ihnen bewohnten Welt zum höchsten Schöpfer und Regierer betrachtet werden muß, verrücken, den Gesichtskreis des Geistes verengen, und den Blick desselben, anstatt ihn zu den durch die praktische Vernunft eröffneten unbegränzten Aussichten in das Ueberirdische zu erheben, und zu schärfen, nur in die niedrige Sphäre dieses unsers irdischen Daseyns einschränken. — Fern sey es von mir, hiermit sagen zu wollen, daß die Behauptung

eines steten Fortgangs der Menschengattung zum Bessern an sich etwas verwerfliches oder schädliches mit sich führe. Wer meine bisherigen Ausführungen mit Aufmerksamkeit gelesen hat, dem werde ich nicht erst betheuern dürfen, daß so etwas mir nicht in den Sinn gekommen sey. Ich selbst habe diese Meinung ehemals ernstlich vertheidigt, *) und ich kann hinzusetzen, daß ich ihr noch bis auf diese Stunde nicht abgeneigt bin. Aber dies kann mich nicht hindern, es aus den schon angeführten Gründen bedenklich zu finden, wenn man ihr, wie Einige thun, eine allzu große Wichtigkeit beilegt, oder sie wohl gar für einen wesentlichen Glaubensartickel der moralischen Religionslehre ausgiebt. Das ist sie, meiner Ueberzeugung nach, nicht: sie ist weiter nichts, als das, wofür sie Kant und andre vortreffliche Männer erklären, — eine Hypothese, auf die — dies setze ich nach meiner Einsicht hinzu — in der Hauptsache wenig ankommt. Die sie für etwas mehreres ausgeben, können leicht, ohne es selbst zu wollen, beunruhigende Zweifel über die Hauptartikel der moralischen Glaubenslehre veranlassen. Denn wenn jemand sich wirklich überredet, daß, wofern ein Gott im Himmel lebt, und diese

*) S. mein Buch: Die Sittlichkeit in Verbindung mit der Glückseligkeit aus zwei gekrönten Preisschriften zusammengezogen ꝛc. Frkrt 1790. S. 390 ff.

diese Welt mit Weisheit und heiliger Güte regierte, es schon hiernieden immer besser mit der Menschheit werden müsse, zugleich aber doch auch nur allzu vieles in der Welt wahrnimmt, was wenigstens ihm gerade das Gegentheil von jenem steten Fortgange zu größerer Vollkommenheit zu beweisen scheint: so ist nichts natürlicher, als daß ihm die Lehren von Gott und Vorsehung selbst zweifelhaft vorkommen müssen — Dergleichen trostlose Trugschlüsse und quälende Zweifel — denen gerade die besten und liebenswürdigsten Gemüther, die von dem vielen Moralisch-Bösen, und dem häufigen Menschenelende auf dieser Erde am tiefsten gerührt werden, am allermeisten ausgesetzt zu seyn pflegen — lassen sich am sichersten dadurch verhüten, daß man den religiösen Glauben unmittelbar auf die unerschütterlichen sittlichen Grundideen, und auf die aus der moralischen Natur entspringenden Vernunftbedürfnisse erbaut, damit er so fest und unbeweglich stehe, wie jene Grundideen selbst. Wir müssen folgendermaßen schließen: Es existirt eine von endlichen moralischen Wesen bewohnte Welt; folglich muß auch ein allerhöchstes moralisches Wesen vorhanden seyn, das dieses Universum in seinem ganzen Umfange, und in seiner ganzen Dauer nach moralischen Gesetzen und zur Erreichung moralischer Zwecke regiert. Diese Ueberzeugung muß von dem, was mit der Menschheit in diesem Er-

 denleben

denleben vorgeht, ganz unabhängig erhalten werden. Es mag mit der Gattung im Ganzen vorwärts oder rückwärts gehen, — dies kann und muß uns in Rücksicht auf das Wesentliche in der Religion völlig gleichgültig seyn. Hierüber mag ein jeder denken, wie er will. Wer sich von dem beständigen Fortgange unsers Geschlechts überzeugt glaubt, weil er glücklich genug ist, in der Geschichte der vergangenen und der gegenwärtigen Zeiten Beweise für diese Meinung zu entdecken, die Andern etwa entgangen sind, oder ihnen auch vielleicht nicht recht einleuchten wollen, der thut ohne Zweifel sehr wohl, wenn er diese wirklich erhabene und trostvolle Idee bei sich zu nähren und zu unterhalten — er thut wohl, wenn er diesen herzerhebenden Glauben an eine stets zunehmende Veredlung der Menschheit im Ganzen auch andern mitzutheilen sucht. Aber er thut nicht wohl, wenn er sich zu dem Ende anderer, als aus der Erfahrung hergenommener Beweise bedient, oder wohl gar von dieser Meinung so spricht, als wenn sie mit dem Glauben an die Gottheit, und mit dem von diesem Glauben nicht zu trennenden Fürwahrhalten des Satzes, „daß diese Welt die beste sey“, nothwendig zusammenhinge. Denn es sähe um die Lehre des Optimismus in der That sehr traurig aus, wenn sie empirischer Beweisgründe bedürfte, oder selbige auch nur vertrüge;

— und wir würden, wenn wir sie auf diesem Wege darzuthun versuchen wollten, die Spötter nicht mehr mit der Verachtung abweisen dürfen, mit der jeder gründliche Denker auf einen Candide und auf ähnliche Produkte einer französirenden Afterphilosophie herabsieht.

III.

Ueber den Werth des Lebens.

Bliſs! ſublunary Bliſs! — Proud Words and vain!
Implicit Treaſon to diuine Decree!
A bold Inuaſion of the Rights of Heau'n! —
I claſp'd the Phantoms, and I found them Air!
YOUNG.

Wenn man von dem Werthe des Lebens redet; so kann man darunter entweder den Werth verstehen, den unser Leben in unsern eignen Augen, — oder den, welchen es für Andre hat. Dem Unglücklichen, der sich ohne Rettung elend glaubt, ist, so lange ihn die Last der Leiden mit ihrer

ihrer ganzen Schwere drückt, das Leben gar nichts mehr werth: aber wie viel hängt oft gleich wohl in Hinsicht auf das Wohl seiner Familie, seiner Freunde, seines Vaterlandes von seiner Existenz ab! Für diese hat daher sein Leben immer noch einen sehr großen Werth. Als Brutus und Cassius den verabscheuungswürdigen Meuchelmord, — wodurch sie das eines Herrn so sehr bedürfende Rom von einem mit Weisheit und Gelindigkeit regierenden Usurpator befreiet hatten, um es den Greueln des Triumvirats und neuer Bürgerkriege Preis zu geben, — an sich selbst mit ihren eignen Dolchen bestraften, da hatte das Leben für sie selbst allen Werth verloren. Aber wie viel würden die, welche von gleichem Republikaner-Enthusiasmus beseelt waren, für die Erhaltung dieser sogenannten letzten Römer gegeben haben! — Im Gegentheile pflegt das Leben des Egoisten, das für ihn selbst desto mehr Werth hat, je mehr er sich zum einzigen Zwecke seines Daseyns macht, der ganzen Welt außer ihm gleichgültig zu seyn. Hier wird vorzüglich von demjenigen Werthe, welchen eines jeden Leben nach seinem eignen Urtheile hat, oder haben sollte, die Rede seyn.

Wir legen einem Gegenstande einen Werth bei, insofern unsre Vernunft ihn billigt, genehmigt und für gut erkennt, weil wir urtheilen, daß er mit unsrer Natur und ihren Trieben, Bedürfnissen

nissen und Zwecken mittelbar oder unmittelbar übereinstimme. Die menschliche Natur ist aber eines Theils sinnlich, andern Theils geistig oder rein-vernünftig. Alles nun, was die Vernunft deswegen billigt, weil es mit der sinnlichen Natur übereinstimmt, das begreifen wir unter dem Ausdrucke des Sinnlich-guten: was sie aber genehmigt und billigt, insofern es mit ihr selbst und ihren reinen Gesetzen unmittelbar zusammenstimmt, das bezeichnen wir mit dem Nahmen des an sich Guten oder des rein-vernünfrig Guten.

Die Glückseligkeit besteht in der Befriedigung der sinnlichen Triebe, oder in dem Zustande überwiegend angenehmer Gefühle, welche sämmtlich der sinnlichen Natur angehören. Hieraus ergiebt sich, daß alles, was Bestandtheil oder Mittel der Glückseligkeit ist, unter dem Begriffe des Sinnlich-guten enthalten sey.

Da nach obiger Erklärung der Werth eines Gegenstandes und dessen von der Vernunft anerkannte Zusammenstimmung mit unsrer Natur, ihren Trieben, Zwecken, Bedürfnissen und Gesetzen einerlei ist; so erhellet leicht, was man unter dem sinnlichen Werthe und was man unter dem reinen Vernunftwerthe zu verstehen habe. Der erstere ist ein bloß mittelbarer oder relativer Werth, weil die Vernunft denselben nicht unmittelbar aus sich selbst und nach ihren reinen Gesetzen,

setzen, sondern nur vermittelst des erkannten Verhältnisses des zu beurtheilenden Objekts zur Sinnennatur bestimmt. Ein reiner Vernunftwerth aber kommt allem dem zu, was die Vernunft lediglich nach ihren reinen Gesetzen billigt, oder was sie ohne alle Rücksicht auf irgend etwas anders außer ihr, bloß wegen seiner Zusammenstimmung mit ihr selbst, gut heißt. — Man sieht hieraus deutlich, daß der Moralität unmittelbarer reiner Vernunftwerth, so wie dem, was Mittel und Bedingung der Moralität ist, mittelbarer Vernunftwerth, allem aber, was Glückseligkeit verschaft, sichert und vermehrt, bloß sinnlicher Werth zukomme. Und da die Vernunft das Hauptvermögen des Menschen ist und ihm seinen eigentlichen Adel und seine Würde ertheilt; so ist klar, daß alles, was mit ihr unmittelbar zusammenstimmt, einen viel höhern Werth habe, als was sie, wegen seiner Angemessenheit zur sinnlichen Natur, genehmigt und gut heißt, und daß mithin, wenn beides nicht zugleich kann erhalten werden, das Letztere dem Erstern weit nachstehen müsse.

Das Leben des Menschen oder seine mit Bewußtseyn verbundene Existenz ist die erste und wesentlichste Bedingung alles seines Empfindens, Denkens, Wollens und Wirkens. Insofern zu jedem Genusse wie auch zu jeder Kraftanwendung,

wel-

welche Genuß und Wohlseyn zum Zwecke hat, Leben vorausgesetzt wird, insofern hat dieses einen relativen, in Hinsicht auf Glückseligkeit bedingten bloß sinnlichen Werth. In Rücksicht auf das an sich und unbedingt Gute aber, zu dessen Erwerbung und Besitze das Leben ebenfalls als Bedingung vorausgesetzt wird, kommt ihm ein reiner Vernunftwerth zu. Dieser ist aber doch nicht, wie der Werth des Sittlich-guten selbst, ein ganz unbedingter und absoluter Werth. Denn wir legen ihn dem Leben nicht etwa deswegen bei, weil die Vernunft dasselbe um sein selbst willen gut heißt, und unmittelbar einen Wunsch nach dessen Fortdauer erzeugt; sondern nur insofern sie das Leben für eine wesentliche Bedingung der subjektiven Moralität oder der sittlichen Veredlung erkennt, welche, als höchster Zweck der Menschheit, von der Vernunft unmittelbar und unbedingterweise gebilligt wird. Auch der reine Vernunftwerth des Lebens ist also ein mittelbarer und bedingter, obgleich nicht-sinnlicher Werth.

Der Mensch liebt und wünscht aber das Leben nicht bloß als Bedingung theils jeder Art des Genusses, theils seiner moralischen Vervollkommnung; sondern die Natur hat uns auch, so wie allen andern lebenden Geschöpfen, noch einen unmittelbaren Trieb zur Fortsetzung und Erhaltung

tung unsers Daseyns eingepflanzt. Dieser eigentliche Lebensinstinkt ist der Grund von der natürlichen Furcht und dem unüberwindlichen Abscheu, den wir vor allem, was unsrer Existenz Gefahr droht, zu empfinden pflegen, auch ohne im Mindesten zu fragen, ob es sich in Rücksicht auf Glückseligkeit der Mühe verlohnen werde, noch länger zu leben. Dieser Trieb ist unstreitig der vornehmste Grund von den oft unglaublichen Anstrengungen und Mühseligkeiten, die mancher ohne Hoffnung Unglückliche zur Fristung eines Daseyns übernimmt, welches ihm doch, wegen des damit verbundenen unnennbaren Elendes, weit mehr zur Last als zum Vergnügen gereicht. — Ohne Zweifel hat der allweise Urheber der Natur bei der Mittheilung dieses Lebensinstinkts die Absicht gehabt, uns das Leben noch theurer zu machen, als es uns vermöge seines oben erwähnten doppelten bedingten Werthes allein würde gewesen seyn. Er hat dadurch verhüten wollen, daß der Mensch auch dann, wenn er zu roh, oder zu gedankenlos, oder zu sehr von Leidenschaften hingerissen ist, um das Leben als Bedingung dessen, was den Zweck seiner Natur ausmacht, gehörig zu schätzen, dennoch nie gleichgültig gegen dasselbe würde, oder wohl gar, um der Bürden des Lebens los zu werden, seinem Leben selbst mit Fleiß ein Ende machte. — Insofern nun das Leben der Gegenstand eines unmit-

mittelbaren Naturtriebes ist, insofern lieben und wünschen wir dasselbe um sein selbst willen, ohne zu fragen, wozu es uns dienen solle. Allein ein durchaus unbedingter und reiner Vernunftwerth kommt dem Leben auch in dieser Hinsicht nicht zu. Denn die Vernunft muß auch bei dessen Werthbestimmung immer noch etwas außer ihr selbst und ihren reinen Gesetzen voraussetzen (nehmlich jenen natürlichen Lebensinstinkt,) welches sie bei Beurtheilung des absolut und rein-vernünftig Guten nicht nöthig hat. Und da der angeborne Lebenstrieb mit zur Sittlichkeit in der weitesten Bedeutung des Worts gehört, so ist der Werth des Lebens auch in diesem Betrachte, ein sinnlicher Werth und dem reinen Vernunftwerthe desselben untergeordnet.

Nach diesen vorläufigen Erklärungen gehen wir nun zur Untersuchung über die Größe dieser verschiedenen Arten des Werthes fort, den das irdische Leben (denn von diesem ist hier allein die Rede) in den Augen der Menschen hat oder doch haben sollte. Und hier wird uns vor allen Dingen die Frage beschäfftigen, welcher Werth dem Leben, insofern es als Bedingung der Glückseligkeit betrachtet wird, theils durch die gewöhnlichen Urtheile der Menschen beigelegt werde, theils nach dem Ausspruche einer richtig urtheilenden Vernunft demselben in Wahrheit zukomme.

Der Grad dieses eudämonistischen Werthes des Lebens wird bestimmt durch die größere oder geringere Summe des Angenehmen, dessen Genuß das Leben darbietet. Da aber jedes Menschenleben auch durch viele Unannehmlichkeiten verbittert wird; so ist zu einer richtigen Werthbestimmung desselben erforderlich, daß man die Summe des Angenehmen, das einem Menschen während seines irdischen Daseyns zu Theil wird, mit der Summe der ihm widerfahrenden Unannehmlichkeiten vergleiche, und dann bemerke, ob sich ein Uebergewicht des Erstern über die Letztern finde, und und wie groß dasselbe sey. Denn es ist von selbst einleuchtend, daß der wahre Werth dieser unsrer irdischen Existenz, insofern sie als Bedingung der Glückseligkeit betrachtet wird, von der Größe dieses Uebergewichts des Vermögens über das Misvergnügen abhängt, welches die Totalität des Menschenlebens enthält.

Da aber die Schicksale der Erdenbewohner in dieser Welt sehr verschieden sind, und dem Einen ein größeres dem Andern ;ein geringeres Maaß von Vergnügungen jeder Art beschieden ist; so erhellet, daß eine auf jedes Menschenleben passende Werthbestimmung sich gar nicht denken läßt. Ich bin zwar fest überzeugt, daß die Ungleichheit unter den Menschen, in Ansehung der Totalität ihrer

ihrer irdischen Glückseligkeit, oder der Summe aller angenehmen Gefühle, deren sie während ihres ganzen Daseyns auf Erden theilhaftig werden, bei weitem so groß nicht sey, als man durch den äußern Schein betrogen gemeiniglich zu glauben pflegt. So viel ist wenigstens außer allem Zweifel, daß die große Verschiedenheit der sogenannten äußern Glücksumstände noch lange kein hinreichender Grund sey, eine eben so große Ungleichheit unter den Menschen, in Ansehung dessen, was eigentlich die Glückseligkeit ausmacht, anzunehmen. Die Vergleichung zwischen dem genügsamen Landmanne, Handwerker oder Tagelöhner, der im Genusse einer dauerhaften Gesundheit und einer fast nie getrübten Gemüthsheiterkeit, bei allem Beschwerlichen, das sein Stand mit sich führt, doch höchst wahrscheinlich im Ganzen mehr frohe Stunden durchlebt, wenigstens bei weitem nicht so viele beunruhigende und peinigende Empfindungen kennt, als der reiche Weichling, dem Sättigung und Ueberdruß oder allerhand geheime Sorgen und Bekümmernisse fast für keine der Freuden des Lebens Geschmack und Empfänglichkeit übrig lassen, — diese und ähnliche Parallelen sind allzu oft gezogen worden, und, wenn ich so sagen darf, zu sehr verbraucht, als daß ich sie hier wiederholen möchte. Ich schränke mich daher bloß auf folgende Bemerkung ein. Da die Natur jedem

dem Stande, jeder Menschenklasse, jedem Geschlechte, jedem Alter seine eigenthümlichen Quellen des Vergnügens geöffnet hat, deren andere Stände, Menschenklassen u. s. w. entbehren müssen; so würde es sehr übereilt geurtheilt seyn und einen gar eingeschränkten Blick verrathen, wenn man alle die für unglücklich halten wollte, denen diejenigen Arten des Genusses, zu denen man selbst die Mittel in Händen, oder für die man selbst den meisten Geschmack hat, nicht zu Theil wurden. Am allerwenigsten haben wohl die sogenanten höhern und kultivirtern Stände Ursache, sich vor den niedern einen großen Vorzug an Glückseligkeit zuzuschreiben. Denn so mannigfaltig und schätzbar die Genußarten auch sind, für welche uns Verstandesaufklärung und Ausbildung aller Gemüthskräfte empfänglich machen; so ist es doch noch eine große Frage, ob die Nachtheile, welche eine immer weiter gehende, mit großen Anstrengungen und mit mancherlei Selbstverläugnungen verbundene Vervollkommnung unsrer höhern und niedern Seelenvermögen für unsre Zufriedenheit und Gemüthsruhe zu haben pflegt, nicht jenen Zuwachs an Glückseligkeit im Ganzen überwiegen, und ob nicht bei denjenigen Klassen, die dem rohen Naturzustande noch näher sind, mithin sich in ihren Begierden, Wünschen und Handlungen mehr von Instinkten oder Gewohnheiten, als von

kla-

klaren Verstandeseinsichten regieren lassen, und gar keine oder doch nur wenige erkünstelte Bedürfnisse kennen, weil mehr wahre Seelenruhe, mehr froher Sinn und ungetrübter Lebensgenuß, als bei dem gebildeten Ständen, anzutreffen sey. *) Ja

*) „Wir finden (sagt Kant in der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten S. 5.), daß, je mehr eine kultivirte Vernunft sich mit der Absicht auf den Genuß des Lebens und der Glückseligkeit abgiebt, desto weiter der Mensch von der wahren Zufriedenheit abkomme, woraus bei vielen, und zwar den Versuchtesten im Gebrauche derselben, wenn sie nur aufrichtig genug sind, es zu gestehen, ein gewisser Grad von Misologie, d. i. Haß der Vernunft entspringt, weil sie nach dem Ueberschlage alles Vortheils, den sie, ich will nicht sagen von der Erfindung aller Künste des gemeinen Luxus, sondern sogar von den Wissenschaften, die ihnen am Ende auch ein Luxus des Verstandes zu seyn scheinen, ziehen, dennoch finden, daß sie sich in der That nur mehr Mühseligkeit auf den Hals gezogen, als an Glückseligkeit gewonnen haben, und darüber endlich den gemeinern Schlag der Menschen, welcher der Leitung des bloßen Naturinstinkts näher ist, und der seiner Vernunft nicht viel Einfluß auf sein Thun und Lassen verstattet, eher beneiden als geringschätzen. Und so weit muß man gestehen, daß das Urtheil derer, die die ruhmredigen Lobpreisungen der Vortheile, die uns die Vernunft in Ansehung der Glückseligkeit und Zufriedenheit des Lebens verschaffen

Ja es scheint, daß — wären Geistesaufklärung und Kultur aller Seelenkräfte nicht theils an sich selbst Naturzweck, theils entfernter Weise Vorbereitung und Bedingung zu höhern moralischen Zwecken (der sittlichen Veredlung) — der Menschheit besser gerathen seyn würde, wenn sie Vergnügsamkeit, Unschuld der Sitten, Frohsinn, Natureinfalt und die Befreiung von den unzählbaren Beschwerlichkeiten, Thorheiten und Lastern, welche die Ausbildung ganzer Nationen und einzelner Menschen zu begleiten und zum Theil ganz natürlich aus derselben zu entspringen pflegen, für alle die von Menschen so hoch gepriesenen Vortheile eines kultivirten Zustandes zurück erkaufen könnte. Aber die Sache gewinnt freilich ein ganz anderes Ansehen, wenn wir bedenken, daß nicht irdische Glückseligkeit die vornehmste Bestimmung des einzelnen Menschen und ganzer Völker, sondern daß viel-

schaffen sollte, sehr mäßigen und sogar unter Null herabsetzen, keinesweges grämisch oder gegen die Güte der Weltregierung undankbar sey, sondern daß diesen Urtheilen in geheim die Idee von einer andern und viel würdigern Absicht ihrer Existenz zum Grunde liege, zu welcher, und nicht der Glückseligkeit, die Vernunft ganz eigentlich bestimmt sey, und welcher darum, als oberster Bedingung, die Privatabsicht des Menschen größtentheils nachstehen muß, u. s. w.

vielmehr diese jener Entwicklung und Vervollkommnung aller Naturanlagen subordinirt sey. Der aufgeklärte und gebildete Mensch ist also, alles Uebrige gleich gesetzt, ein achtungswürdigeres Geschöpf und ein Wesen von einem größern Werthe, als der Unkultivirte; nicht, weil er gerade glücklicher, sondern weil er dem Ziele, das die Natur der Menschheit vorgesteckt hat, näher gekommen ist, als dieser.

Doch ich kehre von dieser Abschweifung zu meinem eigentlichen Gegenstande zurück. Ungeachtet, wie oben bemerkt worden, der Unterschied unter den Menschen in Hinsicht auf Wohlseyn bei weitem nicht so groß zu seyn scheint, wie Manche sich einbilden; so findet sich doch auch in diesem Betracht immer noch Verschiedenheit genug unter ihnen. Daher läßt sich der eudämonistische Werth unsers irdischen Daseyns unmöglich auf eine allgemein gültige und allgemein passende Weise dergestalt festsetzen, daß ein Jahr aus dem Leben des Einen gerade eben so viel, als ein Jahr aus dem Leben des Andern, oder auch das ganze Leben des Erstern nicht mehr und nicht weniger als das ganze Leben des Letztern oder aller Uebrigen werth seyn sollte. Denn unstreitig hat doch ein gewisser Zeitraum aus der Lebensdauer eines Günstlings des Glücks, in eudämonistischer Rücksicht, einen viel größern Werth, als ein gleicher Zeitraum aus

dem Leben eines gewöhnlichen Menschen; weil die Summe der angenehmen Empfindungen, welche die erstere dieser beiden Perioden in sich begreift, ungleich größer ist, als die, welche die letztern in sich fasset.

Wenn nun diese Werthsbestimmung wahrscheinlich bei jedem Menschen anders ausfallen muß, weil schwerlich zwei Personen in der Welt leben, die in einem glücklichen Zeitraume auch ein gleiches Maaß von Glückseligkeit genossen oder ein gleiches Maaß von Unannehmlichkeiten erduldeten; so fragt sich: wer soll, wer kann den eudämonistischen Lebenswerth bei irgend einem gegebenen Individuo bestimmen? Derjenige, welcher zu dieser Beurtheilung in Ansehung andrer Menschen im Stande seyn sollte, müßte nothwendig nicht nur die Summe und die Dauer, sondern auch die Grade ihrer angenehmen und unangenehmen Empfindungen auf das Genaueste angeben können: ein Erfordernis, das, solange der Mensch nicht allwissend ist, weil aber das Vermögen auch des scharfsichtigsten und weisesten Sterblichen geht. Was wir mit einiger Gewißheit von dem Zustande unsrer Nebenmenschen erkennen, ist bloß das, was zu ihrer äußern Lage gehört: wie sehr würden wir aber irren, wenn wir von dieser auf ihren innern Gemüthszustand oder auf den Grad ihrer Glückseligkeit oder Unglückseligkeit schließen wollten!

Selbst

Selbst unser Urtheil über die in die Augen fallenden äußern Umstände andrer Menschen ist sehr unzuverläßig, in sofern es darauf ankommt, nur einigermaßen zu bestimmen, wie viel Einfluß diese äußern Umstände im Ganzen auf ihr Vergnügen oder Misvergnügen, auf ihr Wohl- oder Uebelbefinden haben. Vermögen, Muße, Freiheit, Ehre, Ansehn u. d. gl. sind allerdings sehr schätzbare Glücksgüter: aber sie können doch nur in dem Maaße zur Zufriedenheit und Glückseligkeit dessen, der sie besitzt, beitragen, in welchem dieser sie zu schätzen, sich ihrer mit Klugheit zu bedienen und die Annehmlichkeiten, die sie verschaffen, zu genießen weiß. Wir müßten daher von seiner ganzen Denk- und Empfindungsweise, seinen Empfänglichkeiten, Bedürfnissen, vorherschenden Neigungen und Leidenschaften, kurz von seiner ganzen Individualität die genaueste Kenntnis besitzen, wenn wir im Stande seyn sollten, richtig anzugeben, in welchem Grade er in seiner nach unserm Urtheile so vortheilhaften und beneidenswerthen Lage wirklich glücklich sey. Eben dieses gilt auch vom Gegentheile. Armuth, Verachtung, Haß und Verfolgung, selbst körperliche Leiden und Schmerzen und ähnliche in die Augen fallende Uebel des Lebens machen vielleicht Manchen, den sie drücken, in weitgeringerm Grade unglücklich, als wir glauben, weil er entweder

 durch

durch Gewohnheit dagegen abgehärtet ist, oder weil eine gewisse natürliche Gefühllosigkeit oder andre uns unbekannte Ursachen ihm die Last derselben ungemein erleichtern. — Wenn ich sage: Ich halte diesen oder jenen Menschen für glücklich oder unglücklich; so heißt das im Grunde nichts anders als: „so weit ich die Umstände und die ganze Lage dieses Menschen kenne, glaube ich, daß ich bei meiner Denkungsart, bei meinen Bedürfnissen, Neigungen u. s. w. an seiner Selle glücklich oder unglücklich seyn würde." Indem ich also über Andre, in Betreff ihrer Glückseligkeit odee Unglückseligkeit zu urtheilen vermeine; so urtheile ich in der That bloß über mich selbst insofern ich mich mit meiner subjektiven Gemüthsbeschaffenheit und Seelenstimmung in ihre äußere Lage hinüberdenke. Denn da jeder Mensch seine eigene Art, die Dinge zu betrachten, seine eigene Begriffe über Wohl und Wehe, seine eigene Empfindungsweise und noch unzählige andere mir nicht hinlänglich bekannte Eigenheiten hat, deren Einfluß auf das Glück und Unglück seines Lebens von der größten Wichtigkeit ist, die ich mithin alle auf das genaueste kennen müßte, wenn ich den Grad seiner Glückseligkeit oder Unglückseligkeit richtig angeben wollte; so ist offenbar, daß jedes meiner Urtheile über fremdes Wohl- oder Uebelbefinden eigentlich von mir selbst gilt, als von denen, über die ich es zu

fällen

fällen scheine. Selbst in Ansehung meiner sind dergleichen Urtheile öfters übereilt und nur halb wahr; weil ich in manchen Rücksichten mich selbst nicht genug kenne, um genau bestimmen zu können, wie mir zu Muthe seyn würde, wenn ich mich wirklich in die Lage eines andern von mir beneideten oder bemitleideten Menschen versetzt sähe. Wie viel mehr würde ich mich täuschen, wenn ich mir einbilden wollte, aus meiner sehr dürftigen und mangelhaften Kenntniß von dem äußern und innern Zustande meiner Mitmenschen die Summe und die Grade ihrer angenehmen oder unangenehmen Gefühle nur mit einiger Genauigkeit bestimmen zu können!

Aus diesem allem ist einleuchtend, daß kein Mensch fähig ist, den Werth richtig anzugeben, welcher entweder dem ganzeu Leben eines Andern, oder auch nur einem gewissen Theile desselben, in Rücksicht auf Glückseligkeit zukomme. Es bleibt also nichts weiter übrig, als daß ein jeder selbst bestimme, wie viel ihm sein Leben in eudämonistischer Hinsicht, d. i. in Ansehung der Summe des Angenehmen, das ihm während seines irdischen Daseyns schon zu Theil geworden ist, oder das er noch in Zukunft mit Wahrscheinlichkeit hoffen kann, werth sey.

Und hier fallen denn die Urtheile gar verschieden aus, wovon der Grund zum Theil in dem Unterschiede

terschiede liegt, der sich unter den Menschen in Ansehung ihrer eigenen Glückseligkeit findet. Denn nichts ist nach der unter den Menschen so gewöhnlichen Uebereilung im Urtheilen natürlicher, als daß ein jeder den Werth oder Unwerth, den sein eigenes Leben für ihn hat, dem Menschenleben überhaupt beilegt. Doch ist dies nicht die einzige Ursache der so verschieden ausfallenden eudämonistischen Werthbestimmung des Menschenlebens, wie weiter unten noch deutlicher erhellen wird.

„Das Leben, als die erste und wesentlichste Bedingung jedes uns nur möglichen Glückseligkeitsgenusses, sagt die eine Parthei, ist nächst der Glückseligkeit selbst das unschätzbarste Gut, das wir wünschen und besitzen können; und jedes Menschenleben hat, ungeachtet aller der Unannehmlichkeiten, die es enthalten mag, dennoch, wegen des entscheidenen Uebergewichts des Angenehmen, nach dem einstimmigen Bekenntnisse aller, die den Ausspruch ihres innigsten Gefühls nicht verläugnen wollen, einen sehr hohen mit nichts vergleichbaren Werth. Woher käme es sonst, daß jeder Mensch (die Wenigen, die aus Trübsinn, oder Krankheit, oder aus Unmuth wegen des Mislingens gewisser Lieblingsplane u. s. w. ihr irdisches Daseyn vorsätzlich abkürzen, kommen als seltene Ausnahmen hier nicht in Betrachtung) — daß selbst der, den die ganze Welt für glücklich hält, alles wagt und

alles

alles übernimmt, um seinem dem Anscheine nach so mühe- und kummervollen Leben, noch ein Jahr, einen Monath, oft nur noch einen Tag zuzusetzen? Wenn ihm nicht sein Bewußtseyn sagte, daß während seiner irdischen Existenz die Summe der angenehmen Momente weit größer gewesen sey, als die der unangenehmen, und wenn er nicht hieraus die wahrscheinliche Folgerung zöge, daß auch in seiner noch übrigen Lebenszeit ein gleiches Verhältnis des Vergnügens zum Misvergnügen und des Wohlbehagens zum Schmerze Statt haben werde; so wäre er ja mehr als unvernünftig, wenn er ein Daseyn, das er eher zu verwünschen, als so ängstlich zu lieben Ursache hätte, durch jedes nur ersinnliche Mittel und mit aller nur möglichen Anstrengung zu fristen suchte. Und was ist gewöhnlicher, als daß man sich der verlebten Jahre mit wehmüthiger Sehnsucht erinnert, und sie sich noch einmal zurückwünscht, — nicht immer um einen bessern Gebrauch davon zu machen, sondern hauptsächlich um die vergangenen fröhlichen Stunden, mit allen den mannigfaltigen Vergnügungen, wegen welcher sie uns so unvergeßlich sind, noch einmal genießen zu können? Wer würde endlich am Ende seiner Tage, einen Augenblick Bedenken tragen, sein verflossenes Leben, sollte es auch noch so voll Mühe und Arbeit, Kummer und Ungemach gewesen seyn, noch einmal von neuem anzufangen, wenn ihm dieses

freigestellt würde? Wäre aber eine solche Entschließung nicht wahre Raserei, wenn nicht ein jeder aus eignem Erfahrungsgefühle wüßte, daß ihm der guten Tage und Stunden eine ungleich größere Anzahl, als der bösen, zu Theil geworden, und daß die Freuden eines — wiewohl sonst noch so beschwerlichen Lebens es im Ganzen doch wohl werth seyen, daß man sie mit Uebernehmung aller der Mühseligkeiten und Plagen, die das Loos der Menschheit sind, noch einmal erkaufe?" — Aus dem allem ziehen denn nun diese Apologeten des Lebens den Schluß, daß, ob es gleich alles menschliche Vermögen übersteige, den eudämonistischen Werth des Menschenlebens entweder überhaupt und gleichsam im Durchschnitte, oder gar bei einzelnen Subjekten ganz genau zu bestimmen, dennoch die Realität und die Größe dieses Werthes an sich gar nicht zu bezweifeln sey.

Bei der überaus großen Zuversichtlichkeit, womit die Anhänger dieser Partei ihre Meinungen vorzubringen pflegen, ist nichts auffallender, als der eben so entscheidende Ton, in dem eine vielleicht nicht weniger zahlreiche Gegenparthei Sätze vorträgt, die den Meinungen jener geradezu widersprechen. Ihren Behauptungen zufolge, „ist, wenn wir das Angenehme in der Totalität des Menschenlebens mit dessen Unannehmlichkeiten vergleichen, wenigstens in den allermeisten Fällen, das Uebergewicht

offenbar

offenbar auf der Seite der letztern, — folglich sinkt der eudämonistische Werth des menschlichen Lebens unter Null herab. Daher kommt es, daß, insofern nicht etwa das Bewußtseyn höherer Lebenszwecke in das Urtheil mit einfließt, das Leben von jeher für ein sehr zweideutiges Geschenk der Natur ist gehalten worden. Denn wie hätten sonst mehrere Weisen älterer und neuerer Zeiten in allem Ernste die Frage aufwerfen können, ob man bei der Geburt oder bei dem Tode eines Menschen mehr Ursache habe zu trauren? Kein kluger Mensch, fahren sie fort, wird sich die vergangenen Jahre bloß in der Absicht zurückwünschen, um noch einmal zu genießen, was er darin genossen hat, vorausgesetzt, daß er auch alles Ungemach, die Sorgen und die freilich oft unnöthigen Bekümmernisse, die sein Vergnügen in diesem Zeitraume so oft trübten und ihm so manche Stunde verbitterten, noch einmal übernehmen solle: so oft dieser Wunsch wirklich Statt hat; so entspringt er entweder aus einem natürlichen Abscheu vor dem Tode, oder aus einem andern Wunsche, nehmlich aus dem, die verlebte Zeit besser, pflichtmäßiger oder auch klüger anzuwenden, als geschehen ist. Doch ist sehr zu bezweifeln, ob es sowohl viele verständige Menschen geben möchte, die es sich würden gefallen lassen, einen von ihnen nur leidlich durchlebten Zeitraum auf die Bedingung wieder von neuem anzufangen,

daß

daß sie zwar ihr Wohlseyn mit aller ihnen nur möglichen Klugheit und nach ihren besten Einsichten besorgen, dabei aber allen den traurigen Begegnissen und widrigen Zufällen, die oft unsern schmeichelndsten Hoffnungen eine augenblickliche Vereitlung, und dem beneidenswerthesten Glücke, das sich ein Sterblicher nur wünschen kann, einen plötzlichen Umsturz drohen, aufs neue ausgesetzt seyn sollten; so daß bei aller angewandten Vorsicht und Thätigkeit gleichwohl der Erfolg ihrer Bemühungen äusserst zweifelhaft, und das Schicksal ihrer künftigen Jahre sehr ungewiß bliebe. Wie viele Menschen möchten sich wohl finden, denen nicht übel zu Muthe seyn würde, wenn man ihnen z. B. beim Antritte eines neuen Jahres ankündigte, daß sie sich darauf gefaßt machen sollten, jeden frohen Augenblick und jedes Vergnügen, so wie auch jedes Misvergnügen und schmerzliche Gefühl, das ihnen in dem verflossenen Jahre zu Theil geworden, noch einmal zu erfahren? Am allerwenigsten aber würde sich ein kluger Mensch am Ende seiner Laufbahn entschließen, sein ganzes Leben von neuem anzufangen, bloß um die während desselben genossene Glückseligkeit zum zweitenmale zu genießen, wobei er sich aber zugleich müßte gefallen lassen, jedes überstandene Leiden und Ungemach noch einmal zu tragen. Viele würden selbst in dem Falle Bedenken tragen, das angebotene Geschenk anzunehmen, und

sich

sich dem stürmischen Meere, nachdem sie die gefahrvolle Reise auf demselben einmal ziemlich glücklich zurückgelegt haben, aufs neue anzuvertrauen, wenn ihnen sogar verstattet würde, von den Kenntnissen und Erfahrungen, die sie während ihres verflossenen Lebens gesammlet hätten, allen nur möglichen Gebrauch zu machen, jede günstige Gelegenheit ihr Glück zu gründen und zu vermehren, besser als das erstemal zu benutzen, jeden begangenen Fehler der Unvorsichtigkeit, der Uebereilung und der Unklugheit zu vermeiden, um sich, wo möglich, ein ganz anderes und besseres Schicksal zu bereiten. Denn bei aller von uns angewandten Klugheit, Behutsamkeit und Thätigkeit bleibt unsre Glückseligkeit doch noch gar zu sehr von tausend Dingen, die in keines Menschen Gewalt sind, abhängig, als daß wir einen Tag, ja eine Stunde vor den härtesten Schlägen des Schicksals, deren Abwendung in keines Sterblichen Macht steht, ganz sicher seyn könnten. Daher wird sich gewiß jeder Vernünftige glücklich preisen, wenn er die ihm beschiedene Summe von Jahren einmal auf eine nur erträgliche Art verlebt hat, ohne zu wünschen, daß es ihm vergönnet sey, sich den ungewissen Schicksalen der Menschheit, den Gefahren und den unzählbaren möglichen Unglücksfällen, die den Erdenbewohnern an jedem Tage drohen, von neuem Preis zu geben."

So sehr weichen die Urtheile der Menschen über den eudämonistischen Werth des Lebens von einander ab. *) Es müssen hier wohl große Misverständnisse mit unterlaufen, die an diesem auffal-

*) Man glaube nicht, daß die Behauptungen der einen oder der andern Partei, um den Kontrast desto abstechender zu machen, hier mit einiger Uebertreibung seyen dargestellt worden. Die Meinungen der erstern sind allzu gewöhnlich unter den Menschen, als daß es einiger Belege derselben bedürfte. Was aber die letztere Partei und die ihr zugeschriebenen Behauptungen betrifft; so könnte ich mich vielleicht auf einen Voltaire und andre ihm ähnliche — Philosophen (wie man sie in Frankreich zu nennen beliebt) berufen, welche in mehrern Stellen ihrer Werke mit dürren Worten sagen oder von ihnen als redend eingeführte Personen sagen lassen, daß alle, oder doch die allermeisten Menschen, wofern sie nur aufrichtig sprechen wollen, den Wunsch, nie geboren zu seyn, schwerlich werden verläugnen können. Denn da Philosophen dieses Schlags, die keinen höhern Lebenszweck als Glückseligkeit anerkennen, den Werth des menschlichen Daseyns schlechthin unter Nichts herabsetzen; so dient ihr Bekenntnis zum Beweise, daß in obiger Darstellung dessen, was die zweite Partei behauptet, nichts übertrieben sey. — Doch auch viele Philosophen von ganz andrer Art, die an einen weit über dieses Sinnenleben erhabenen Endzweck des menschlichen Daseyns glauben, schlagen den eudämonistischen Werth unsrer zeitlichen Existenz sehr gering an; und auch diese gehören also zur zweiten Partei. So sagt z. B. selbst Kant

fallenden Widersprüche Schuld sind. Ohne eine völlige Entscheidung des vorliegenden Streitpunktes zu versuchen, will ich mich nur bemühen, die vorzüglichsten dieser Misverständnisse aufzudecken.

Die Anhänger jener erstern Partei haben wohl unstreitig Recht, wenn sie behaupten, daß bei dem allergrößten Theile der Menschen die Liebe zum Leben jeden andern Trieb und jedes Verlangen an Stärke und an Dauer überwiege. Aber sie scheinen zu irren, wenn sie annehmen, der vornehmste Grund hiervon liege in dem vielleicht nur dunkeln Bewußtseyn, daß die Summe des Angenehmen, welche unser irdisches Daseyn enthält,

Kant in der Kritik der Urtheilskraft, S. 391. „Was das Leben für uns für einen Werth habe, wenn dieser bloß nach dem geschätzt wird, was man genießt — dem Zwecke aller Neigungen, der Glückseligkeit — ist leicht natürlichen zu entscheiden. Er sinkt unter Null; denn wer wollte wohl das Leben unter denselben Bedingungen, oder auch nach einem neuen, selbst entworfenen, doch dem Naturlaufe gemäßen Plane, der aber auch bloß auf Genuß gestellt wäre, aufs neue antreten?“ — So wenig aber, nach dem Urtheile des vortrefflichen Mannes, das Leben in Hinsicht auf Glückseligkeit werth ist, einen so erhabenen Werth legt er demselben in sittlicher Rücksicht bei. Diesen Werth, sagt er, „geben wir unserm Leben selbst, durch das, was wir nicht allein thun, sondern auch so unabhängig von der Natur zweckmäßig thun, daß selbst die Existenz der Natur nur unter dieser Bedingung Zweck seyn kann.“

hält, die des Unangenehmen bei weitem übersteige, und in der Hoffnung, die auch den Unglücklichsten nie ganz verläßt, daß man bei einem längern Leben auch in Zukunft mehr frohe als traurige Stunden zählen werde. Ohne Zweifel ist der oben gedachte unmittelbare Lebensinstinkt, vermöge dessen das irdische Daseyn an und für sich einen ganz unbedingten, von allen Hinsichten auf Glückseligkeitsgenuß unabhängigen Werth hat, der vornehmste Grund jener unüberwindlichen Anhänglichkeit an das Leben, die sich, welches das Sonderbarste ist, gewöhnlich bei denen, welche beinahe aller Empfänglichkeit und aller Mittel des Genusses beraubt sind, (z. B. bei kränklichen Greisen) gerade am stärksten äußert. In der That, diese auf den ersten Anblick höchst befremdende Erscheinung gibt uns über die vorzüglichste Quelle, aus welcher der nie aufhörende Wunsch, noch länger zu leben, eigentlich seinen Ursprung hat, den besten Aufschluß. Denn wenn auch der zu ewigem Gefängnis Verurtheilte, oder der zu den härtesten und beinahe unerträglichen Arbeiten verdammte Sklave schon dieses Einzige, daß er wenigstens noch unter den Lebendigen athmen darf, ob er gleich auf jeden Lebensgenuß Verzicht thun muß, für eine große Wohlthat hält; wenn auch der abgelebte, durch Jahre und Mangel entkräftete Alte, wenn selbst der Unglückliche, den eine unheilbare

bare Krankheit ohne Hoffnung auf sein Lager fesselt und zugleich die äußerste Dürftigkeit fast jedes Mittels, sich in seinem unaussprechlichen Elende einige Erleichterung zu verschaffen, beraubt, — gleichwohl der jammervollen Tage und Nächte nie genug hat, sondern sich schon dann nicht mehr ganz unglücklich fühlt, wenn ihm nur die armselige Hoffnung noch übrig bleibt, sein trauriges Daseyn noch einige Monathe, Wochen oder Tage fortzusetzen; wenn, mit einem Worte, die Liebe zum Leben auch in solchen Umständen ihre ganze Stärke beweiset, wo im Falle einer längern Existenz das entschiedenste Uebergewicht des Unangenehmen über das Angenehme außer allem Zweifel ist: so erhellet offenbar, daß das Daseyn, als Gegenstand eines der unmittelbaren Urtriebe unsrer Natur, in den Augen jedes Menschen an und für sich ein großes Gut sey. Wenn aber nun dieses richtig ist; so kann aus dem rastlosen Wünschen und Streben aller Lebendigen, ihre Existenz so lange als möglich zu erhalten, auf die Größe des dem Leben als der wesentlichsten Bedingung jedes Glückseligkeitsgenusses zukommenden Werthes (und von diesem eigentlich eudämonistischen Lebenswerthe ist in diesem Streite doch allein die Rede) keinesweges geschlossen werden. Gesetzt also, es würde einem Menschen die Wahl überlassen, ob er einen gewissen Theil der von ihm verlebten Jahre oder auch

sein ganzes verflossenes Leben noch einmal von neuem anfangen, oder lieber sogleich sterben wollte, und er wählte das Erstere — welches wohl höchst wahrscheinlich die Meisten thun würden; — so würde hieraus doch gar nicht, wie die erstere Partei behauptet, folgen, daß das Leben deswegen dem Tode vorgezogen werde, weil einem jeden sein eignes Bewußtseyn sage, er habe seit seiner Geburt mehr frohe als traurige Stunden gezählt. Denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß in dem gesetzten Falle sehr Viele sich nicht anders als mit schwerem Herzen entschließen würden, ein Leben, dessen Freuden durch unzählige Mühseligkeiten, Sorgen und Bekümmernisse verbittert wurden, von neuem zu beginnen, ungeachtet sie, in Vergleichung mit dem Tode, dieses, als das kleinere Uebel, wählen würden. Aus diesem oft erwähnten ursprünglichen Lebensinstinkte ist es einigermaßen zu begreifen, wie die menschliche Urtheilskraft so inkonsequent oder, wie Kant irgendwo sagt, so „kindisch“ seyn könne, „daß sie den Tod fürchtet, ohne das Leben zu lieben, und, indem es ihr schwer wird, jeden einzelnen Tag ihr Daseyn mit leidlicher Zufriedenheit durchzubringen, dennoch der Tage niemals genug hat, diese Plage zu wiederholen.“

Man hat bekanntlich aus dieser natürlichen Liebe zum Daseyn einen Beweis für die Unsterblichkeit

lichkeit und ewige Fortdauer der menschlichen Seele hergeleitet. Gegen dieses Argument ließe sich vielleicht einwenden, daß der gedachte Trieb von dem Schöpfer nur darum in unsre Natur sey gelegt worden, weil er vorausgesehen, daß die Wenigsten ihr natürliches Lebensziel abwarten würden, wenn sie weiter gar nichts an dieses irdische Daseyn fesselte, als die Glückseligkeit, welche dasselbe darbietet; *) daß mithin dieser Instinkt seinen Zweck vollkommen erreiche, wenn er nur dem Lebensüberdrusse oder doch dessen Wirkungen vorbeuge, und uns antreibe, auch unter den größten

*) Es hat Philosophen gegeben, welche behaupteten, sogar eine ewige Höllenpein sey besser als eine völlige Vernichtung. — Und Mäcenas, der weichliche Mäcenas konnte das Leben auch in den traurigsten Umständen, die sich nur denken lassen, doch noch für die größte Wohlthat der Natur erklären;

Debilem facito manu,
Debilem pede, coxa;
Tuber adstrue gibberum,
Lubricos quate dentes.
Vita dum superest, bene est:
Hanc mihi vel acuta,
Si sedeam cruce, sustine.

SENEC. Ep. 101.

Wie wäre es zu begreifen, daß je eines Menschen Seele so unsinniger Gedanken fähig gewesen, wenn nicht jener uns allen angeborne Urtrieb zur Fortsetzung unsers Daseyns das Räthsel einigermaßen auflöste?

Leiden und Widerwärtigkeiten unsre irdische Existenz möglichst zu verlängern. Doch ich will den Werth und das Gewicht des gedachten Beweises an seinen Ort gestellt seyn lassen. Dabei kann ich aber die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Stärke oder Schwäche des Lebenstriebes, wie auch die Modifikationen seiner Aeußerung gar sehr von den religiösen Ideen und den darauf gegründeten Hoffnungen und Erwartungen eines Menschen abzuhängen pflegen. Die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele, verbunden mit dem Bewußtseyn eines moralischen Zustandes, der ein glückliches Schicksal in der künftigen Daseynsperiode hoffen läßt, mäßigt natürlicher Weise die Liebe zu dieser irdischen Existenz und erzeugt nicht selten eine Seelenstärke, die dem Tode auch in den fürchterlichsten Gestalten zu trotzen vermag. Wer hingegen jenseits der Gränen dieser Welt nichts weiter hofft, wer wohl gar mit Furcht in ein künftiges Daseyn hinausblickt, weil er über das ihn erwartende Schicksal im Zweifel steht, der wird unfehlbar vor dem Augenblicke zurückschaudern, wo er sich von diesem Leben trennen soll: und was insbesondre den Letztern betrifft; so wird er weniger den Tod, als das, was ihm nach dem Tode bevorsteht, fürchten. Er wird daher selbst das mühseligste und elendeste Leben der Ruhe im Grabe vorziehen, weil er, wie sich Hamlet bei dem Sha-

kespear ausdrückt, der Träume wegen, die diese Ruhe stören könnten, in banger Ungewißheit schwebt.

Ueberhaupt ist wohl nicht zu läugnen, daß der Allgemeinheit und der Stärke des Lebensinstinkts ungeachtet, der große Widerwille gegen alles, was unsrer irdischen Existenz Gefahr drohet, in gar vielen Fällen mehr von der Furcht vor dem Sterben, als von eigentlicher Liebe zum Leben herrühre. Man fürchtet aber das Sterben so sehr, theils, wie eben ist bemerkt worden, wegen gewisser religiöser Vorstellungen; theils wegen mancher Dinge, die vor dem Sterben herzugehen, oder dasselbe zu begleiten pflegen (dahin gehören z. B. ein langes Krankenlager, körperliche Schmerzen, merkliches Hinschwinden aller Kräfte des Geistes und des Körpers, das Trauren und Klagen der Unsrigen u. d. gl.); theils wegen der vermuthlich falschen Voraussetzung, daß der Augenblick, wo sich Leib und Seele trennen, nicht anders als sehr schmerzhaft seyn könne; theils endlich wegen mancherlei schaudervoller Vorstellungen und Gefühle, welche die Einbildungskraft mit den Gedanken an Grab und Verwesung zu verbinden pflegt. Daher kommt es denn, daß wirklich sehr viele Menschen den Tod fürchten und auf alle mögliche Art von sich zu entfernen suchen, ohne das Leben sonderlich zu lieben. Daher kommt es endlich, daß sogar Manche

 von

von denen, die aus religiösen und moralischen Gründen fest bei sich überzeugt sind, daß sie nichts verlieren, sondern im Gegentheile unaussprechlich viel gewinnen würden, wenn sie ein freudenleeres oder wohl gar ein schmerzenvolles irdisches Daseyn mit einem bessern Leben vertauschten, dennoch bei der Annäherung des furchtbar-feierlichen Augenblicks, der ihr besseres Ich von den Fesseln des Körpers befreien soll, zurückbeben, und, so wenig sie auch den Tod für ein Unglück halten, oder ihm auf immer, wenn sie auch könnten, entfliehen möchten, ihm gleichwohl von einem Tage zum andern durch jedes erdenkbare Mittel auszuweichen suchen.

Nimmt man dieses alles zusammen; so ist ziemlich klar, daß wir nicht gerade deswegen so fest an dem Leben hängen und den Tod so sehr fliehen, weil uns unsre irdische Existenz so über alle Maaße wohl behagt. Denn es lassen sich, wie wir gesehen haben, viele andre zusammenwirkende Ursachen dieser Erscheinung angeben: und wir haben die vornehmsten derselben nahmhaft gemacht. Es hat daher das Ansehen, daß die von der erstern der oben angeführten streitenden Parteien sich übereilen, wenn sie durch die Allgemeinheit des Wunsches länger zu leben und durch das dem Menschen so natürliche, nicht eher als mit seiner Existenz aufhörende Bestreben, sein irdisches Da-

Daseyn so lange als möglich zu erhalten, sich berechtigt glauben, den Werth des Lebens in Bezug auf Glückseligkeit so gar hoch anzusetzen. Im Gegentheile scheinen diejenigen der Wahrheit um vieles näher zu kommen, die es wenigstens für zweifelhaft halten, ob es wohl viele Menschen auf Erden geben möchte, welche bei einer genauen Vergleichung aller Unannehmlichkeiten ihres Lebens mit der Summe dessen, was es Angenehmes für sie hatee, es bloß in Hinsicht auf die genossene Glückseligkeit der Mühe werth halten dürften, gelebt zu haben.

Die ältern Prediger und Erbauungsschriftsteller pflegten diese Welt ein Jammerthal zu nennen: freilich etwas einseitig, — wie wenn man die Erde für ein Land der Freude ausgeben wollte; denn das ganze Menschenleben ist ein Gewebe von Freuden und Leiden, die auf die mannigfaltigste Weise mit einander abwechseln. Daher hat denn auch in neuern Zeiten jener Ausdruck, wie es scheint, mit Recht seinen Kredit verloren. Aber viele Prediger und Ascetiker scheinen jezt die Sache auf der andern Seite zu übertreiben, indem sie die Summe und den Werth der irdischen Glückseligkeit gar zu hoch anschlagen. — Vielleicht hat es sich seit Kurzem so sehr auf der Welt gebessert, daß die gedachte Benennung und was ihr ähnlich klingt, jezt noch weit weniger, als ehemals

mals auf das Menschenleben passet? Dies ist nun leider wohl nicht der Fall! Aber so viel wird auch eben nicht dazu erfordert, daß eine Ausdrucks- oder Vorstellungsart außer Mode komme, und die entgegengesetzte ihre Stelle einnehme. Gewisse krassere, wenigstens allzu unbestimmte eudämonistische Vorstellungsarten, *) die man von vielen Lehrstühlen sowohl in Kirchen, als auch in hohen und niedern Schulen zu hören bekommt, mögen wohl hauptsächlich veranlaßt haben, daß man seit einiger Zeit den Grad des irdischen Wohlseyns, dessen

*) Man verstehe mich nicht unrecht. Ich tadele keinesweges jeden Gebrauch eudämonistischer Bewegungsgründe bei dem Geschäfte des Unterrichts und der moralischen Bildung. Wer dieses thut, der scheint theils die menschliche Natur nicht recht zu kennen; theils von den Zwecken alles sittlichen Unterrichts, (bei dem es ja nicht immer bloß auf ganz reine Moralität, sondern oft nur überhaupt auf Legalität oder auf Verbesserung der Gesinnungen und des Handelns vermittelst jedes hierzu zweckdienlichen Motivs abgesehen ist.) keinen ganz richtigen Begriff zu haben. Ich verwerfe nur die krassern und allzu unbestimmten Vorstellungsarten einer auf bloß eudämonistische Principien gebauten sogenannten Sittenlehre, die so leicht zu allerhand schädlichen Misverständnissen Anlaß geben, die Würde der menschlichen Natur verdunkeln und das höchste Ziel aller Moralität völlig aus den Augen rücken. Mich weitläuftiger hierüber zu erklären, dazu ist hier der Oort nicht.

dessen ein jeder theilhaftig werden könne, wenn er sich nur darnach zu stellen wisse, so hoch ansetzt. Konsequent ist diese Art zu räsonniren allerdings. Denn wenn Glückseligkeit (und zwar eine solche Glückseligkeit, wie wir Menschen in diesem Sinnenleben sie uns vorzustellen, zu begehren und zu genießen fähig sind) als das Objekt, der Erkenntnisgrund, der Endzweck und die unausbleibliche Belohnung der Tugend angenommen wird; so ist es ganz natürlich, daß man diese Welt als einen Wohnplatz aller Freuden und Vergnügungen anpreist, wo es einem jeden wohl gehen müsse, der nur nicht durch seine Immoralität sein eigenes Glück hindere und vereitele; ganz natürlich, daß man die Plagen des Lebens entweder als lauter Folgen der menschlichen Vorurtheile, Thorheiten und Laster vorstellt, denen ein jeder entgehen könne, wenn er es nur darnach anzufangen wisse, oder für bloß scheinbare Uebel ausgiebt, die, wie man mit der größten Dreistigkeit behauptet, ganz offenbar die wohlthätigsten Mittel ungleich größerer Glückseligkeit seyen u. s. w. Es sind über diese und manche andre dahin einschlagende Materien in der vorhergehenden Abhandlung ausführliche Untersuchungen angestellt worden. Ich setze also hier weiter nichts hinzu, als daß durch alle diese Räsonnemens und schön klingende Schilderungen von den Freuden und Glückseligkeiten dieses Lebens das

Schick-

Schicksal der Menschheit doch nicht anders wird, als es einmal ist; daß dadurch keine von den unzähligen Arten des Ungemachs, die unser irdisches Daseyn verbittern, weggeschafft, keines von den Leiden, welche uns, wenn wir selbst auch der Rechtschaffenheit noch so getreu bleiben, die Selbstsucht, die Misgunst, die Falschheit, die Bosheit und die Schadenfreude Anderer verursachen, von uns entfernt, auch keiner der von Niemandes Willkühr abhängenden natürlichen Plagen des Menschenlebens der Zugang zu unsern Wohnungen verschlossen wird; daß die Verheerungen der Kriege, der Erdbeben, der Orkane, der Seuchen nebst den Greueln der Unterdrückungen und der Empörungen, ungeachtet aller der hochfliegenden Deklamationen von den überwiegenden Glückseligkeiten unsers irdischen Daseyns, von einem Jahrhunderte zum andern fortfahren, die Erde zu verwüsten, und jeden Fleck derselben, den nur Menschen bewohnen, mit Blut und Thränen zu bezeichnen; daß, mit einem Worte, durch alles, was man auch dagegen vorbringen mag, jener Ausspruch eines Weisen aus dem grauesten Alterthum doch nicht widerlegt wird, daß nehmlich das menschliche Leben, sey es auch noch so köstlich, doch nur aus Mühe, Arbeit und Ungemach zusammengesetzt sey. — Gewiß, man braucht weder undankbar gegen die Vorsehung, noch gefühllos gegen

die

die mannigfaltigen schätzbaren Freuden des Lebens zu seyn, um den Werth unsers irdischen Daseyns in Hinsicht auf Glückseligkeit um ein Gutes weiter herunter zu setzen, als jene eudämonistischen Lobpreiser desselben zu thun pflegen. Man kann die Glückseligkeit und die mancherlei Vergnügungen, welche diese Erde darbietet, nach ihrem ganzen wahren Gehalte schätzen und selbige mit dem frohesten Herzen genießen, ohne sich darum so sehr in das Leben zu verlieben, daß man dessen traurige Seiten nicht bemerken sollte. Die Ueberzeugung, daß man sich schon vor vielen Tausenden glücklich schätzen könne, wenn man seine Tage, obgleich unter mancherlei Sorgen und Lasten, doch immer noch leidlich hingebracht habe, wird, anstatt das Gemüth zu verstimmen oder gegen das Gute gleichgültig zu machen, vielmehr dadurch, daß sie uns von übertriebenen Ansprüchen und zu hoch gespannten Hoffnungen zurückbringt, uns auch mit einem geringen Maaße irdischer Glückseligkeit zufrieden und unter dem Drucke der unvermeidlichen Uebel des Lebens geduldig seyn lehren. Wir werden bei dieser Ueberzeugung zwar jeden unsrer Tage, so weit uns dies physisch und moralisch möglich ist, zu genießen suchen, ohne uns jedoch am Ende unsrer Laufbahn zu dem Wunsche versucht zu fühlen, daß es uns vergönnt seyn möge, die gefahrvolle und beschwerliche Lebensreise, wo uns bei je-

jedem Schritte so mancherlei Unfälle drohen, noch einmal anzutreten.

Doch es ist nun Zeit, daß wir einen höhern Standort wählen, um den eigentlichen Werth des Menschenlebens zu bestimmen.

So wenig die Vernunft, nach den bisherigen Erörterungen im Stande ist, über die Frage, welcher Werth dem menschlichen Leben in Hinsicht auf Glückseligkeit zukomme, eine allgemeinbefriedigende und für jedermann einleuchtende Antwort zu ertheilen; so entscheidend und genugthuend erklärt sie sich, wenn es darauf ankommt, jenen höhern Werth festzusetzen, welcher demselben in Bezug auf unsre vornehmste und letzte Bestimmung eigen ist. — Man sage was man wolle, wir würden, so oft wir der Sache ernsthaft nachdächten, nicht umhin können, das Schicksal der Menschheit zu beklagen, wenn wir uns vorstellen müßten, daß sich unsre ganze Bestimmung und alle unsre Hoffnungen auf die Glückseligkeit dieses kurzen und ungewissen Erdenlebens beschränkten. Wir würden oft in Versuchung gerathen, unser eignes Daseyn zu verwünschen, wenn wir denken müßten, daß wir diesen Weltschauplatz bloß zu dem Ende auf einige wenige Jahre betreten, um unter tausend Leiden, Drangsalen und Gefahren eine nur nicht ganz unangenehme — nur erträgliche Existenz zu erringen. Je mehr wir an Erfahrung und

Welt-

Weltkenntnis zu nähmen und das Eitle, Unbeständige und Nichtige aller irdischen Glückseligkeit einsähen, je mehr wir aus der Geschichte alter nnd neuer Zeiten die Schicksale der Menschheit im Großen kennen lernten; ein desto unauflöslicheres Räthsel würde für uns die Frage enthalten: warum die höchste Weisheit entweder diese Menschengattung nicht ewig ungeschaffen ließ; oder warum sie nicht eine solche Welteinrichtung wählte, daß wir den vorgeblichen höchsten Zweck unsers Daseyns, Wohlseyn und Vergnügen, in einem zu der Stärke unsers Glückseligkeitstriebes verhältnismäßigen Grade unfehlbar wirklich erreichen müßten?

Doch alle diese niederschlagenden Vorstellungen verschwinden, die Finsternisse klären sich auf, die Aussichten des Geistes erweitern sich und die Seele fühlt sich über jeden kleinmüthigen Zweifel emporgehoben, wenn wir es einmal zur Ueberzeugung gebracht haben, daß wir zu ganz andern Zwecken existiren, als um einem Phantome von Erdenglückseligkeit nachzulaufen, das desto unerreichbarer vor uns flieht, je hitziger wir ihm nacheilen, oder je näher wir ihm gekommen zu seyn uns thörichter Weise einbilden. Um zu dieser Ueberzeugung zu gelangen, dürfen wir nur in unser Inneres zurückblicken. Hier entdecken wir Anlagen und Kräfte, die uns eine weit über dieses Sinnenleben hinausgehende Bestimmung ankündi-

gen: ein Vermögen, den Kreis unsers Denkens und Forschens über die äußersten Gränzen der Natur bis ins Unendliche zu erweitern; einen unaufhaltsamen Trieb, die Kräfte unsers Geistes an allem, was nur Gegenstand unsers Vorstellungsvermögens werden kann, zu versuchen und zu üben; eine Empfänglichkeit für die begeisternden Gefühle des Schönen, des Edlen und des Erhabenen; und — welches das Vornehmste ist — dieses mit unauslöschlicher Schrift in jede Menschenseele geschriebene Gesetz der Tugend, diese ernste Stimme der Pflicht, die zwar auf eine Zeitlang von den Leidenschaften überschrien, aber nie ganz zum Schweigen gebracht werden kann, und dieses erhabene Vermögen, jenes heilige Gesetz mit freier von allem Zwange des Naturtriebes unabhängiger Willensentschließung zu befolgen. — Wenn wir die in bloß sinnlicher Rücksicht so schwache und bemitleidenswerthe Menschennatur von diesen Seiten betrachten; in welcher Hoheit und Würde erscheint sie uns dann? Wie können wir dann noch uns selbst so sehr erniedrigen, daß wir unsre ganze Bestimmung in sinnliches Wohlseyn setzen und die höhern Zwecke unsers Daseyns verkennen sollten?

Die Glückseligkeit ist zwar allerdings sowohl Zweck der Natur in uns, in sofern uns der Trieb nach Vergnügen wesentlich und angeboren ist, als auch Zweck der Natur außer uns, in sofern wir ver-

vermöge dieser Welteinrichtung eines gewissen Maaßes von Glückseligkeit theilhaftig werden können und sollen. Aber sie ist weder in der einen noch in der andern Hinsicht höchster Zweck des Lebens, von dem der ganze Werth unseres Daseyns abhängt. Der höhere Zweck der Natur außer uns oder der Welteinrichtung ist die allmähliche Vervollkommnung der Individuen und des ganzen Geschlechts, oder die Entwicklung, Uebung und Ausbildung aller sinnlichen, intellektuellen und moralischen Kräfte der Menschheit. Diesem höhern Zwecke ist die Glückseligkeit und der Wohlstand der Individuen, der Nationen und der ganzen Gattung untergeordnet. Denn die höchste Weisheit hat nicht darum den ganzen Weltplan so augenscheinlich auf die allmähliche Ausbildung des Menschengeschlechts angelegt, damit dasselbe durch diese Ausbildung immer glückseliger würde: sondern sie gab uns zu dem Ende diese viele sinnliche Bedürfnisse und diese starke Triebe nach so mannigfaltigen Arten des Vergnügens, damit selbige uns zum beständigen Gebrauche, zur Uebung und Vervollkommnung unsrer Kräfte anspornen möchten. Und weil sie ihre Absicht gewiß nur in geringem Grade würde erreicht haben, wenn sie uns die Befriedigung unsrer Triebe, die Erfüllung unsrer Wünsche, mit einem Worte, die Erlangung dessen, was wir unter dem Begriffe des sinnlichen Wohl-

seyns zusammenfassen, gar zu leicht gemacht hätte; so legte sie uns tausenderlei Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg: sie umgab uns mit unzähligen Uebeln, die uns ohne Unterlaß drohen, und den Einen in größerm, den Andern in geringerm Maaße wirklich treffen: sie läßt es geschehen, daß wir uns öfters derjenigen Güter, an denen unser Herz am festesten hängt, plötzlich beraubt und unsre schönsten Hoffnungen in einem Augenblicke vereitelt sehen, — alles zu dem Ende, daß wir, durch Furcht, Besorgnis und Noth gedrungen, jede unsrer Kräfte aufbieten sollen, um uns gegen Unglück zu sichern und unser Wohlseyn immer fester zu begründen. Und wieviel sowohl die Individuen, als auch ganze Nationen, ja das gesammte Menschengeschlecht, durch diese Anstrengungen an Kultur wirklich gewinnen, dies fällt von selbst in die Augen. Daher kann man sagen, daß, indem wir der Glückseligkeit nachstreben, wir mögen unsern Zweck erreichen oder nicht, wenigstens die Absicht der Natur immer an uns erreicht werde.

Wenn also der Urheber unsers Daseyns uns diese Welt zum Wohnorte anwies, nicht sowohl daß wir hier in hohem Grade glücklich werden, sondern daß wir durch das Verlangen und das Bestreben, es zu werden, uns immer mehr ausbilden sollen; so erhellet, daß in dieser Hinsicht der Werth unsers Lebens nicht von dem Maaße

ab-

abhängt, in dem wir der Glückseligkeit wirklich theilhaftig werden, sondern von der Stufe der Kultur unsrer Kräfte, zu der wir uns durch eigenes Streben und Ringen, während unsrer zeitlichen Existenz hinaufarbeiten. In diesem Betrachte hat das Leben manches Bedaurenswürdigen, dem es, in Rücksicht auf zeitliches Wohl und Wehe, besser gewesen wäre, wenn er nie wäre geboren worden, der aber durch seine unablässigen Kämpfe mit Unglück und Gefahren einen ungewöhnlichen Grad der Seelenstärke, der physischen oder geistigen Vervollkommnung und der Kultur aller Vermögensarten erreicht hat, einen ungleich höhern Werth, als das Leben jener Günstlinge des Glücks, die vor lauter Genuß, welcher alle ihre passiven Vermögen ohne Unterlaß beschäftigt, weder Muße noch Arbeit und Lust übrig haben, an die Ausbildung ihrer thätigen Kräfte zu denken und sich dadurch des Ranges freier Vernunftwesen würdig zu machen.

Doch es ist noch etwas in der menschlichen Natur, auf welches alles Uebrige, ja das Leben selbst, bezogen werden muß, wenn es einen über die niedrigen Rücksichten dieser Sinnenwelt erhabenen Vernunftwerth erhalten soll. Dies ist die Sittlichkeit. Alle Gaben und Talente des Geistes, alle Kultur der Anlagen und Kräfte, alle Kunstfertigkeiten und Geschicklichkeiten sind nur in sofern Gegenstände

einer höhern Vernunftbilligung, als sie durch Freiheit zu einem recht- und pflichtmäßigen Gebrauche angewendet werden. Die Vorsehung selbst hat bei dieser so offenbar auf die Ausbildung der vernünftigen Wesen angelegten Einrichtung aller Dinge das zum letzten Zwecke, daß wir durch Uebung unsrer Freiheit und Selbstthätigkeit, durch Bezähmung der ungestümen Leidenschaften, durch Entwöhnung von der Herrschaft der gröbern Sinnlichkeit und durch Entwickelung der edlern Gefühle des Herzens je länger je mehr zur Moralität heranreifen sollen. Alle Kultur ist also nach dem Urtheile der sittlichen Vernunft nur dann etwas werth, wenn sie Mittel und Vorbereitung unsrer moralischen Veredlung wird.

Hier haben wir also den höchsten Gesichtspunkt, aus dem der Werth des Menschenlebens beurtheilt werden muß. Die Moralität ist das vortrefflichste aller Güter, der erhabenste aller Vorzüge. Sie wird von der Vernunft schlechthin und unbedingt gebilligt, weil sie mit ihr (der Vernunft) und ihrem rein-praktischen Gesetze unmittelbar und durch sich selbst übereinstimmt. Sie ist über alle Vergleichung besser und vortrefflicher, als alles, was wir sonst nur gutes, wünschens- und begehrenswerthes kennen. Folglich hat auch das Menschenleben, in sofern es als Bedingung dieses höchsten aller Güter betrachtet wird, einen Werth,

gegen welchen jeder eudämonistische Werth desselben gar nicht in Betrachtung kommt.

Wir können aber hier eine doppelte Art der Werthbestimmung unterscheiden. Die moralisch-praktische Vernunft gebietet uns nehmlich einmal, dem Leben iedes andern sittlichen Wesens — sie gebietet uns aber auch, unserm eigenen Leben in Beziehung auf unsre vornehmste und letzte Bestimmung einen sehr erhabenen und gleichsam übersinnlichen Werth beizulegen.

Eine wesentliche Wirkung derjenigen unbedingten Achtung, die wir, als vernünftige Wesen, gegen das Gesetz der Moralität hegen müssen, ist der Wunsch, daß des Sittlich-guten eine möglichst-große Summe in der Welt zur Wirklichkeit komme, folglich auch der Wunsch, daß eine möglichst-große Anzahl von Subjekten existire, denen, wie uns, eine moralische Natur und das Vermögen der Willensfreiheit zu Theil ward. Die allervollkommenste Vernunft selbst, durch die wir und alle Dinge außer uns wirklich geworden sind, kann keine höhere Absicht bei der Hervorbringung dieses Weltganzen gehabt haben, als die, daß sittliche Wesen existiren möchten: bloß diese sind nach dem Urtheile der Gottheit Zweck an sich selbst, und um ihrentwillen sind alle übrige Weltwesen näherer oder entfern-

fernterer Weise vorhanden. *) Und so bringt uns die erhabene Idee, welche wir uns von unsrer eigenen sittlichen Natur bilden, und unsre Achtung gegen dieselbe auch das Daseyn anderer sittlichen Wesen, bloß in moralischer Rücksicht, ohne alle andre Zweckbeziehung, zu wünschen: ein rein-vernünftiger Wunsch, mit dem das Urtheil von dem hohen

*) Unter der Voraussetzung des Daseyns eines allervollkommensten, folglich auch höchst moralischen Welturhebers läßt sich aus obigem Satze, der nach den Principien der rein-praktischen Vernunft völlig evident ist, ein sehr einleuchtender Beweis für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele herleiten. Denn wenn Gott seine moralisch-vernünftigen Geschöpfe aus keinem andern Grunde ins Dasein rief und zum letzten Zwecke seiner Schöpfung machte, als weil freie Sittlichkeit in seinen Augen den höchsten absoluten Werth hat: wie sollte er denn irgend ein sittliches Subjekt seiner Existenz wieder berauben können? Wie sollte er uns, deren allmähliche moralische Veredlung er bei unsrer Erschaffung zur höchsten Absicht hatte, nachdem wir in diesem kurzen Erdenleben erst einige wenige Schritte auf der uns geöffneten endlosen Laufbahn gethan, wieder auf ewig vernichten? Kann der Allerweiseste so mit sich selbst im Widerspruche stehen — so seine eignen Absichten vereiteln? Kann der Allerheiligste die Sittlichkeit so gering achten, daß er irgend ein mit moralischen Anlagen begabtes Wesen wieder zerstören sollte? Gewiß, er würde nicht der Vollkommenste, nicht Gott seyn, wenn er dieses könnte.

hohen Vernunftwerthe des Lebens jedes sittlichen Subjekts so wie das Gefühl der Pflicht, zu dessen Erhaltung unser Möglichstes beizutragen, unzertrennlich verbunden ist. *) — Der Glaube an eine ewige Fortdauer jedes moralischen Subjekts ändert hierin nichts. Das Leben unsrer Mitmenschen verliert durch den Gedanken, daß ihre ganze Existenz nicht auf die wenigen Jahre ihres Hierseyns eingeschränkt sey, nicht das Mindeste von seinem Werthe in unsern Augen. Wir müssen uns im Gegentheile nur um so mehr verbunden achten, zur Erhaltung und Verlängerung der zeitlichen Existenz unsrer vernünftigen Mitgeschöpfe alles, was in unserm Vermögen steht, zu thun, je fester wir uns überzeugt halten, daß, in Ansehung ihres künftigen Schücksals und des Grades ihrer in einer andern Welt zu erwartenden Vollkommenheit, dieses Sinnenleben, als Vorbereitungsperiode auf eine unendliche Zukunft, von der größ-

*) Hierdurch wird das Recht der Nothwehre gegen einzelne Personen und ganze Nationen (welches letztere im Kriege statt hat) nicht aufgehoben. Denn aus welchem Grunde sollte ich verbunden seyn, das Leben dessen, der das Meinige unrechtmäßiger Weise angreift, höher zu schätzen, als mein eigenes, oder, Falls nur eines von beiden kann erhalten werden, das Meinige jenem aufzuopfern?

ten Wichtigkeit für sie sey. — Ich übergehe hier alle übrige Gründe mit Stillschweigen, aus denen wir verbunden sind, zur Erhaltung des Lebens Anderer nach allem unserm Vermögen mitzuwirken. Nur dieses füge ich noch hinzu, daß es, wie meiner Einsicht nach aus dem bisher Gesagten auf das deutlichste erhellet, auch in denen Fällen, wo das Leben eines unsrer Nebenmenschen gar keinen eudämonistischen Werth mehr hat, dennoch unsre Pflicht von uns fordert, alles Mögliche zu dessen Fristung beizutragen. Denn gesetzt auch, wir wüßten ganz gewiß, daß eine von uns zärtlichst geliebte Person, deren Leiden wir wie unsre eignen fühlen, bei einem längern Leben höchst unglücklich seyn würde, und müßten daher, wenn wir den Antrieben des Mitleidens folgen wollten, sehnlich wünschen, ihr Elend durch einen baldigen Tod geendigt zu sehen; so würde es uns gleichwohl jene rein-vernünftige Achtung, die wir jedem Menschenleben in sittlicher Rücksicht schuldig sind, zur Pflicht machen, nichts unversucht zu lassen, um ihr irdisches Daseyn möglichst zu verlängern.

Diese sittliche Werthbestimmung des Menschenlebens äußert sich zweitens auch durch rein-vernünftige Hochschätzung unsers eignen Lebens. Wer die moralische Güte seines Wollens, Thuns und Lassens für das Beste und Vortrefflichste hält,

welches ein vernünftiges Wesen nur erringen und besitzen kann, und die stets fortschreitende sittliche Veredlung seiner Natur für seine letzte und höchste Bestimmung erkennt; muß nicht nach dessen Urtheil das Leben, als die erste und nothwendigste Bedingung, die zur Erwerbung und zum Besitze jenes höchsten aller Güter erfordert wird, nächst der Moralität selbst, das größte und schätzbarste Gut seyn? Wenn die Annehmlichkeiten und Freuden, welche diese Welt darbietet, uns das Leben lieb gewinnen lassen; so erfüllt uns der Gedanke an den höchsten Zweck unserer Existenz mit einer Achtung für dasselbe, welche jene bloß eudämonistische Lebensliebe eben so weit an Adel und Würde übertrifft, als die Tugend alles das, was uns in Rücksicht auf unsre Sinnennatur etwas werth ist, hinter sich läßt. — Diesen reinen Vernunftwerth behält das Leben in allen Umständen und Verhältnissen, im Glück und im Unglück, bei heitern und trüben Aussichten. Es behält ihn auch selbst alsdann, wenn unnennbares und durch keine Hoffnung besserer Zeiten erleichtertes Elend unser Loos wäre. Auch in dieser höchst traurigen Lage, wo wir uns den Tod als die größte Wohlthat zu wünschen Ursache hätten, wenn wir bloß lebten, um hier glücklich zu werden, würde es doch immer noch unsre Pflicht bleiben, ein noch so elendes und kummervolles Leben so lange als mög-

möglich fortzusetzen. *) — Und wenn wir die uns treffenden Uebel uns dazu dienen lassen, daß wir

*) „Hält nicht einen rechtschaffenen Mann (sagt Kant in der Kritik der pracktischen Vernunft S. 157) im größten Unglücke des Lebens, das er vermeiden konnte, wenn er sich nur hätte über die Pflicht wegsetzen können, noch das Bewußtseyn aufrecht, daß er die Menschheit in seiner Person doch in ihrer Würde erhalten und geehrt habe? — Dieser Trost ist nicht Glückseligkeit: — denn niemand wird sich die Gelegenheit dazu, auch vielleicht nicht einmal ein Leben in solchen Umständen wünschen. Aber er lebt, und kann es nicht erdulden, in seinen eigenen Augen des Lebens unwürdig zu seyn. Diese innere Beruhigung ist — — die Wirkung von einer Achtung für etwas ganz anders als das Leben, womit in Vergleichung und Entgegensetzung das Leben vielmehr, mit aller seiner Annehmlichkeit, gar keinen Werth hat. Er lebt nur noch aus Pflicht, nicht weil er am Leben den mindesten Geschmack findet.“

Da aber dieser höhere Werth, von dem bisher die Rede war, dem Leben nur in Beziehung auf Sittlichkeit und als der ersten Bedingung moralischer Veredlung zukommt: so erhellet, daß es ihn verliert, sobald seine Erhaltung mit der Moralität selbst in Collision geräth. Wer also mit Hintansetzung der Pflichten, die ihm sein Stand gegen seine Familie, gegen sein Vaterland u. s. w. aufleget, einer Lebensgefahr entgehen (z. B. sich der Vertheidigung des Vaterlandes pflichtwidrig entziehen), oder gar sein Leben durch ein Verbrechen sichern wollte, der würde, dem Vernunftge-

wir durch sie vom übermäßigen Sinnenhange und von der übertriebenen Liebe zu dem, was zeitlich und vergänglich ist, geheilet, von manchen Fehlern der Eitelkeit, des Leichtsinns, der Selbstsucht und Unlauterkeit zurückgebracht und auf dem Wege unsrer Vervollkommnung weiter geführt werden; wenn unter dem Drucke der Leiden unsre sittlich-guten Gesinnungen geprüft, geläutert und bewährt, und die durch die traurigen Schicksale unsers Lebens uns dargebotene Gelegenheiten, unsre moralischen Kräfte zu üben, und unsern Glauben an Tugend und höhere Menschenbestimmung thätig zu beweisen, von uns gewissenhaft benutzt werden: wie viel mehr ist nicht dann auch das elendeste Daseyn werth, als ein unter lauter Freuden und Vergnügungen verflossenes Menschenleben? Wird nicht ein jeder, dessen Herz mit ächt-sittlichem Interesse für den höchsten Zweck seiner Existenz erwärmt ist, den Werth eines Monaths, eines Tages, einer Stunde, worin er — obgleich durch harte Besserungsmittel und durch die bittern Arzneien des Leidens — an sittlicher Vollkommenheit merklich zuge-

nunftgesetze zuwider, das was bloß Mittel seyn soll, zum Endzwecke erheben, und sein zeitliches Daseyn höher schätzen, als dasjenige Letzte und Höchste, wozu er es erhalten hat.

zugenommen hat, weit höher ansetzen, als ein unter tausenderlei sinnlichen Vergnügungen verlebtes Jahrhundert? — Gesetzt, es würde einem Menschen freigestellt, ob er den Rest seines Lebens in lauter Freudengenuß und Vergnügen, oder unter der drückenden Last beschwerlicher Arbeiten, in Mangel und Dürftigkeit, unter Haß und Verfolgung und andern Leiden hinzubringen wünschte; so ist wohl keine Frage, welches von beiden er vorziehen würde, insofern er seiner Selbstliebe oder seinem Triebe nach Glückseligkeit folgen wollte. Wenn er aber nun zum Voraus wüßte, daß lauter frohe und vergnügte Tage seiner Rechtschaffenheit Gefahr bringen, daß hingegen unter Drangsalen und Leiden seine Tugend gedeihen und seine sittlichen Maximen je länger je mehr würden geläutert und befestigt werden; würde er dann nicht, wofern er der Entscheidung seiner moralischen Vernunft folgen wollte, dem leidenvollesten Leben den Vorzug vor dem Genusse aller Freuden dieser Welt geben müssen? Oder gesetzt, es würde unserm Gutdünken überlassen, die künftigen Glücksumstände einer uns theuren Person, z. B. eines Kindes, das wir aufs innigste, aber mit vernünftiger Liebe liebten, selbst zu bestimmen, und wir wüßten gewiß, daß irdische Glückseligkeit seiner Tugend gefährlich und nachtheilig, Ungemach und Lei-

Leiden aber derselben beförderlich seyn würden; könnten wir wohl – was auch ein zärtlich fühlendes Herz dagegen einwenden möchte — einen Augenblick Anstand nehmen, uns für das Letztere zu entscheiden? — So ganz verschieden fällt die Werthbestimmung des Lebens, welche nach den Grundsätzen der Sittlichkeit angestellt wird, von derjenigen aus, die bloß Glückseligkeit zum Maaßstabe hat. — Verschmähte Herkules, am Scheidewege die Freuden der Weichlichkeit und Wollust, und wählte statt ihrer die gefahr - und leidenvolle Laufbahn eines thatenreichen Lebens, — weil sein besseres Selbst den unsterblichen Nachruhm, die Frucht eines dem Dienste der Menschheit aufgeopferten Daseyns, viel höher achtete, als alles, was seine Sinnlichkeit lockte; — wie viel mehr, wird ein jeder, der Moralität und höhere Menschenbestimmung nach Würde zu schätzen weiß, einem der Tugend geweihten Daseyn — so gering auch dessen Werth in Rücksicht auf Sinnengenuß seyn mag — den Preis vor dem genußreichsten Leben zugestehen! —

Am allerdeutlichsten offenbart es sich am Schlusse dieser unsrer zeitlichen Existenz, was dem Menschenleben eigentlich seinen Werth giebt. Jeder nicht ganz rohe und nicht durch Thierheit tief

unter

unter alle Vernunftwürde erniedrigte Mensch *) wird in diesen letzten feierlichen Momenten der ihm zugetheilten Zeit den Werth seiner verlebten Jahre gewiß nicht nach dem, was er im Laufe derselben genossen, sondern nach dem, was er darin Gutes gethan hat, ansetzen. Er wird in diesem ernsten Zeitpunkte, wo die Vernunft nicht mehr durch die Verblendung der Neigungen und der Leidenschaften gehindert wird, die wahre Beschaffenheit der Dinge einzusehen, mit eben der Gleichgültigkeit auf die verflossenen frohen Stunden zurückblicken, mit der er die überstandenen Leiden betrachtet: und stellten sich der erstern auch noch so viele seiner Erinnerung dar; so würde er doch nicht recht wissen, warum er hier gewesen sey, und ob es sich der Mühe verlohne, gelebt zu haben,

*) Wie etwa Sardanapal, der nach Cicero's Zeugnis sich die Grabschrift setzen ließ:

„Haec habeo, quae edi, quaeque exsaturata libido
„Hausit: at illa jacent multa et praeclara relictae.„

Quid aliud, inquit Aristoteles, in bovis, non in regis sepulcro inscriberes? Haec habere se mortuum dicit, quae ne vivus quidem diutius habebat, quam fruebatur.

TUSCUL. QUAEST. L. V. cap. 35.

haben, wenn er keinen höhern Zweck seines Daseyns anerkennte, als sinnlichen Genuß, oder sich den Vorwurf machen müßte, daß er nur diesen während seines ganzen Lebens zum einzigen Ziele seines Ringens und Strebens gemacht habe. Hingegen wird das Bewußtseyn, die vortrefflichen Anlagen, welche die menschliche Natur so sehr adeln, in sich entwickelt und gebildet, seine Kräfte, besonders seine geistigen und moralischen Kräfte, zu seiner stets wachsenden Veredlung angewendet, die frohen und die traurigen Lebensbegegnisse mit Vernunft und weiser Fassung ertragen und zu seiner wahren Vervollkommnung benutzt, und endlich so viel Gutes und Gemeinnützliches gethan zu haben, als in seinem Vermögen stand, — diese tröstende Ueberzeugung wird auch einem sehr kurzen Leben einen unendlich höhern Werth in seinen Augen geben, als die Rückerinnerung an den langen nie unterbrochenen und nie getrübten Genuß aller nur möglichen Weltfreuden einer ganzen Reihe von ihm durchlebter Jahrhunderte ertheilen würde. — Genuß als Genuß betrachtet, sey er auch noch so erlaubt und rechtmäßig, läßt doch weiter nichts als schwache Spuren in der Erinnerung zurück. Was kann uns also am Ziele unsrer Laufbahn daran liegen, ob die Summe desselben

während unsrer irdischen Existenz groß oder gering gewesen ist? Ganz anders aber verhält es sich mit allem, was sich auf unsre höhere Bestimmung bezieht. Eine mit männlichem Muthe gefaßte und ausgeführte edle Entschließung, eine gute, lobenswürdige That, behält auch nach vielen Jahren noch eben den Werth in unsern Augen, den sie in dem Zeitpunkte, wo sie zur Wirklichkeit kam, für uns hatte. Wir erkennen sie auch dann noch für unser Eigenthum, wenn alles Sinnenglück schon längst entflohen ist und schon längst nicht mehr uns zugehört. Wir werden uns derselben jedesmal, auch nach einem noch so langen Zeitraume, mit eben dem erhabenen Gefühle der Selbstzufriedenheit und Selbstachtung bewußt, mit dem sie uns Anfangs beseligte. Auch am Ziele unsers Lebens, wenn alles irdische und vergängliche nichts mehr für uns werth ist, bleibt uns doch noch die Empfindung der tiefsten Achtung für Vernunftwürde, Herzensadel und sittliche Güte. Diese verläßt uns auch in den letzten Augenblicken nicht, wo uns sonst alles verläßt. Sie begleitet uns durch alle die höhern Perioden unsers künftigen Daseyns, weil sie nicht dieser veränderlichen Sinnennatur angehört, die wir bei dem Uebertritte aus diesem in ein anderes Leben ablegen, sondern ein Eigenthum

des

des bessern Theils unsers Wesens, unsrer moralischen Persönlichkeit, ist, die in alle Ewigkeit ebendieselbe bleibt.

Durch ein thätiges, gemeinnütziges, unsern Pflichten gewidmetes Leben können wir uns sogar in dieser Menschenwelt gewissermaaßen unsterblich machen. Wenn wir selbst diesen irdischen Schauplatz verlassen; so bleibt doch das Gute, das wir hier gestiftet haben, unsre Verdienste um die, mit denen wir in Verbindung standen, um unsre Familie, um unser Vaterland, um die Menschheit, auf Erden zurück. Jede unsrer Handlungen hat eine sich bis ins Unendliche erstreckende unabsehbare Reihe von Folgen, in denen wir gleichsam fortleben, wenn wir schon längst unter den Todten ruhen und vielleicht kein Sterblicher unsern Nahmen mehr nennt. Alle Sinnenfreuden, die der Mensch genießt, schwinden nach Augenblicken dahin: auch ihr Andenken, das Einzige, was von ihnen noch auf eine kurze Zeit zurück bleibt, verlischt auf ewig, wenn der glücklich gepriesene Sterbliche, dem sie zu Theil wurden, zu seyn aufhört. Nur ein gewissenhafter Gebrauch unsrer Zeit und unsrer Kräfte, nur beifallswürdige und edle Thaten sichern uns eine unvergängliche Dauer zu. Sie sind es, die vielleicht noch

dereinst nach vielen Jahrhunderten, die bis ans Ende der Tage die Stelle bezeichnen, auf der wir gelebt und gewirkt haben, auf der wir zum Wohl und zur Veredlung unsrer Mitgeschöpfe thätig gewesen sind. Wie viel Ursache hat also nicht ein jeder, der am Ziele seiner irdischen Existenz mit der Ueberzeugung, nicht umsonst hier gewesen zu seyn, auf seine verflossenen Jahre zurückblicken kann, sich zu freuen, daß er gelebt hat, sollten ihm auch noch so wenig frohe Stunden beschieden gewesen seyn! — Und gesetzt endlich auch, er sähe seine guten und lobenswürdigen Zwecke nur unvollkommen oder gar nicht erreicht, gesetzt, Selbstsucht, Verkehrtheit und Bosheit der Menschen oder widrige Zufälle vereitelten die wohlwollenden Absichten, denen er sein ganzes Leben oder doch einen beträchtlichen Theil desselben aufopferte, und er müßte (wie Joseph II, der Gute und Große — aber Verkannte, dessen ein Jahrhundert, wie dieses, nicht werth war) mit dem niederbeugenden Gedanken von dieser Erde abtreten, daß er, in Hinsicht auf die Welt außer sich, vergeblich gearbeitet habe; so benimmt das doch der Würde seiner Person und dem sittlichen Werthe seines Lebens gar nichts: denn dieser hängt ab von der Güte des Willens, von der Lauterkeit und Uneigennützigkeit der Gesinnungen und von

dem

dem redlichen und stets thätigen Eifer für alles was an sich gut und vortrefflich ist, — der äußere Erfolg sey, welcher er wolle. Wenn wir auch nicht das in der Welt wirklich ausrichten, was wir auszurichten uns mit dem redlichsten Ernste bemüheten; so kann uns doch keine menschliche Bosheit, Tücke oder Schadenfreude und kein widriges Schicksal das geist- und herzerhebende Bewußtseyn rauben, das Gute mit dem wärmsten Interesse eines uneigennützigen Gemüthes gewollt und gesucht zu haben. Und der hohe Grad der moralischen Veredelung unsrer ganzen Denkungs- und Gesinnungsart, den wir durch unablässiges Streben, unsern Pflichten Genüge zu thun, schon in diesem Leben erreichen können, ist doch unter allen Gütern das einzige, dessen Erwerbung lediglich von uns selbst abhängt, das folglich auch ganz eigentlich uns zugehört, und über welches Menschen und Schicksal nicht die mindeste Gewalt haben. Daher kann der Rechtschaffene in jedem Falle, — die äußern Folgen seiner durch die Gesetze der Tugend geleiteten Thätigkeit mögen ausfallen wie sie wollen — sich des beruhigenden Gedankens freuen, daß er in Rücksicht auf seine bessere Natur nicht umsonst gelebt habe. Er hat den vornehmsten Zweck seines Hierseyns erreicht: denn er hat einen

solchen Anfang seiner moralischen Ausbildung gemacht, von dem er in den künftigen Perioden seiner Existenz immer weitere Fortschritte zum Ziele der Vollkommenheit und einen beständigen Zuwachs an überirdischen Seligkeiten mit Zuversicht hoffen kann.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK AUGSBURG

Verbesserungen.

Seite 21. Zeile 7. von unten lis eine statt einem. S. 22. Z. 5. v. u. l. den st. das. S. 68. vlt. l. voraussezt st. vorausgesezt. S. 70. Z. 7. v. u. l. ist hierüber. S. 73. Z. 5. v. u. l. die Anforderung. S. 80. Z. 13. l. dem st. demjenigen. S. 81. Z. 19. l. beruhenden st. der. S. 85. Z. 5. v. u. l. Zirkel st. Zweifel. S. 89. Z. 2. v. u. l. höchsten Verstandes. S. 93. Z. 2. v. u. l. aus st. uns S. 141. Z. 13. l. öffentlicher st. öffentlichem. S. 142. Z. 8. zufügen st. zuzufügen. S. 149. Z. 2. l. nachher st. naher. S. 157. Z. 16. l. wirklichen Welt. S. 163. Z. 21. l. selten st. seltenen. S. 167. Z. 4. l. Wahrscheinlichkeit st. Wahrheit. Ibid. Z. 9. l. würdig erscheinet. S. 176. Z. 8. l. oder st. der. Ibid. Z. 11. gefühllose st. blose. Ibid. Z. 12. l. darin st. darzuthun. S. 183. Z. 12. l. ausgebe st. aufgebe. S. 193. Z. 6. l. dieser st. dessen. Ibid. Z. 12. l Sinnlichkeit st Sittlichkeit. S. 194. Z. 17. l. Vergnügens st. Vermögens. S. 200. Z. 9. l. gleichen st. glücklichen. Ibid. Z. 21. l. weit über st. weil aber S. 202. Z. 2. v. u. l. mehr von. S. 207. Z. 4. v. u. l. wohl statt sowohl. S. 229. Z. 17. l. Antrieb st. Arbeit.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Snell, Christian Wilhelm,

Drei Abhandlungen philosophischen Inhalts

Leipzig 1796

Ph.u. 646
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11018237-2
VD18 14800225-001